

**Zeitschrift:** Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

**Herausgeber:** Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

**Band:** 46 (1968-1969)

**Heft:** 2

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:  
Georg Kohler / Willi Wottreng (Uni)  
Urs Rüegg / Sepp Moser (Poly)

Universitätstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30  
Auflage 18 000 — Verkaufspreis Fr. — 80  
Redaktionsschluss Nr. 3: 10. Juni 1968

Druck und Versand:  
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,  
Werdstrasse 21, 8021 Zürich, Telefon 27 09 50

Inserate:  
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37  
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

## Die politische Rolle der Studenten

Von Prof. Dr. Jürgen Habermas

Die politische Aktivierung von Teilen der Studentenschaft, die wir seit einigen Jahren beobachten können, hat Reaktionen hervorgerufen. Innerhalb der Universitäten reichen diese von fast unmerklichen Diskriminierungen über Hörsaalverbote bis zur Androhung von Disziplinarmaßnahmen. Ausserhalb der Universitäten breitet sich Misstrauen und Ablehnung gegen »studentische Störenfriede« aus; sie schlagen schnell in Sanktionen um. Die Reaktionen der breiten Bevölkerung kristallisieren sich um tiefsetzende Ressentiments gegen Minderheiten, insbesondere gegen intellektuelle Minderheiten.

Die studentische Opposition ist Teil der intellektuellen, die intellektuelle ist Teil der unorganisierten ausserparlamentarischen Opposition. In diesem Rahmen geniessen Studenten keine Privilegien. Sie haben keine korporativen Sonderrechte, auf die ihre politische Aktivität gründen können. Zudem müsste sich jeder Versuch, eine Elitstellung akademisch zu rechtfertigen, vor der historischen Erinnerung an die Rolle, die gerade die aktiven Bürger der deutschen Universitäten in den dreissiger Jahren gespielt haben, aufs peinlichste blamieren. Studenten haben für das, was sie tun, keine andere Legitimation als die Staatsbürgerrechte, die sie mit allen Bürgern teilen. Was sie vor politisch passiveren Gruppen auszeichnen kann, ist nur die *extensivere Inanspruchnahme dieser Rechte*. Das wiederum ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, dass

1. Studenten ein höheres Informationsniveau haben, als wir es durchschnittlich in der Bevölkerung antreffen; dass
2. das Studium in einem gewissen Umfang immerhin Motive und Interessen weckt oder begünstigt, die zu politischem Engagement führen können (und sei es nur dadurch, dass es ihren Widerspruch herausfordert); und dass
3. die Studentenrolle vom aktuellen gesellschaftlichen Druck stärker freigesetzt als andere Erwerbsrollen, die einen anerkannten gesellschaftlichen Status einräumen.

### Funktion studentischer Opposition

Wenn wir die Zielscheiben der studentischen Proteste betrachten, bemerken wir daran etwas Spezifisches — jene Proteste sind nämlich in einem recht altmodischen und heute fast schon diskreditierten Sinne politisch. Sie entzündeten sich in den meisten Fällen nicht an den unmittelbaren Verbandsinteressen, sondern an den allzu pragmatischen Unterlassungen, die sich Presse, Parteien und Regierung zuschulden kommen lassen. Die studentischen Proteste bringen oft genug erst zum Bewusstsein, was die offiziellen Instanzen absichtslos oder auch mit Vorsatz aus dem politischen Bewusstsein ihrer Bürger aussperren und vielleicht sogar aus ihrem eigenen Bewusstsein verdrängen. Die Studentenproteste, das ist meine These, haben eine *kompensatorische Funktion*, weil die in einer Demokratie sonst eingebauten Kontrollmechanismen nicht oder nicht zureichend arbeiten.

Oft waren es erst Studentenproteste, die politische Ereignisse, zu innenpolitischem Hausgebrauch als Konsumwaren abgepackt, in die theoretische Perspektive hereingerückt haben, ohne die sie als politische Ereignisse gar nicht begriffen werden können. Dafür ist der *Vietnam-Konflikt* ein überzeugendes Beispiel.

Erst der Vorstoss von Studenten gegen die falschen Definitionen dieses Krieges hat in das offizielle Weltbild unseres Landes die Bresche geschlagen, durch die dann auch von anderer Seite aufklärende Informationen nach und nach eindringen konnten.

Oft waren es erste Studentenproteste, die uns für ein krasses Missverhältnis

zwischen beanspruchten Legitimationen und tatsächlichem Verhalten sensibel gemacht haben. Dafür sind die Demonstrationen gegen den persischen Staatsbesuch (in Deutschland *Red*) ein überzeugendes Beispiel. Erst dieser Widerstand hat die durch die Illustriertenpresse vorbereiteten und durch das Staatszeremoniell bekräftigten Personalisierungen durchbrochen und den Gegensatz zwischen Schaubildern aus orientalischen Märchen und der tatsächlichen Rolle eines despotischen Monarchen sichtbar gemacht.

Oft waren es erst Studentenproteste, die dann an Prinzipien erinnerten, als allein ein radikales Festhalten an Grundsätzen vor einer qualitativen Verschlebung des Verfassungszustandes bewahren konnte. Das war so während der »Spiegelaffäre«, und das ist heute wieder so. Studenten sind es, welche heute die Öffentlichkeit gegen alle offiziellen Darstellungen und gegen die falschen Apologien der Obrigkeit davon überzeugen, dass Polizeiterror, wenn er nicht durch weithin sichtbare politische Konsequenzen öffentlich und wirksam verurteilt wird, den *ersten definitiven Schritt zum Polizeistaat* bedeuten kann.

Es waren schliesslich Studentenproteste, die aus Anlass konkreter Ereignisse, die aus Südafrika, in Südamerika, in Ostasien oder anderswo die Presse, die Parteien und die Regierung darauf gestossen haben, dass sich der weltgeschichtliche Aggregatzustand der Politik verändert hat und in den Kategorien des 19. Jahrhunderts nicht mehr fassen lässt — dass *ussenpolitik* nicht mehr als *Machtpolitik* mit diplomatischen und militärischen Mitteln betrieben werden kann, sondern als eine *Gesellschaftspolitik im Weltmassstab* betrieben werden müsste.

### Feudalistische Ueberbleibsel

Ich möchte auf einige objektive und subjektive Gefahren hinweisen, die sich im Bereich der Hochschule selber für den politischen Bewegungsspielraum der Studenten ergeben.

Objektive Gefahren ergeben sich aus den bestehenden Strukturen der Hochschulen und erst recht aus einer bestimmten Tendenz zu ihrer Veränderung. Es mehren sich die Zeichen, dass die rückblickend fast liebenswerte Liai-

son unserer Nachkriegsdemokratie mit der Hochschule traditioneller Gestalt zu Ende geht.

Heute ringen zwei Tendenzen miteinander, von denen die eine gewiss stärker ist — umso mehr muss die Studentenschaft für die Durchsetzung der anderen kämpfen. Entweder ist die *Steigerung der Produktivität* der einzige Gesichtspunkt einer Reform, welche die Hochschule in das System der gesellschaftlichen Arbeit fugenlos integriert und zugleich unauffällig aus ihrer Verzahnung mit der politischen Öffentlichkeit löst. Oder die Hochschule behauptet ihre *Stellung in der Demokratie*; das scheint aber heute nur noch auf dem Wege möglich zu sein, der *Demokratisierung* der Hochschule genannt wird. Drei Punkte halte ich für entscheidend:

1. müssen politische Diskussionen, müssen Diskussionen auch von Tagesfragen ein anerkannter Bestandteil der *hochschul-internen Öffentlichkeit* bleiben. Die kritische Erörterung politischer Fragen in der Universität soll nicht nur zugelassen, sondern offiziell gewollt und gefördert werden. Ich bin der Überzeugung, dass die Selbstreflexion der Wissenschaft, die das Medium des wissenschaftlichen Fortschritts ist, mit der rationalen Erörterung politischer Entscheidungen durch die gemeinsame Form der Kritik verbunden ist.
2. darf die in vielen Disziplinen und an manchen Fakultäten nicht nur fällige, sondern überfällige *Veränderung der Studiengänge* nicht durch die *Verzahnung* werden, eine schwerfällige Korporation bloss auf Vordermann zu bringen. Es muss verhindert werden, dass ein reglementierter Lehrbetrieb allein auf Erfordernisse der akademischen Berufsausbildung für eine nach Kapazität und Bedarf begrenzte Leistungselite abgestellt wird. Die Folge der Reglementierung in diesem Sinne, die Folge obligatorischer begrenzter Studienzeiten, die Folge eines Ausschlusses der Studenten von Forschungsprozessen wäre eine indirekte erzwingende Entpolitisierung der Hochschule.
3. ist es im berechtigten Interesse der Studentenschaft, überlieferte und neue Ordnungen des akademischen Disziplinarrechts sorgfältig zu prüfen und anzustreben, dass die Studenten an der Selbstverwaltung der Hochschule als eine von drei Parteien angemessen beteiligt werden.

Andererseits will ich auch auf die *subjektiven Gefahren* hinweisen, die der studentischen Opposition drohen. Ich spreche über Schwierigkeiten beim Versuch, die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern auch zu verändern.

### Schwierigkeiten der Veränderung

Zunächst ist heute jeder, der mit einem gewissen theoretischen Anspruch

Politik erörtert und mit praktischen Folgen betreiben möchte, einem *Misverständnis zwischen seiner Kritik und den Chancen der Umsetzung dieser Kritik* gegenübergestellt. Lassen Sie es mich so ausdrücken: die *Durststrecke* zwischen Theorie und Praxis ist ungewöhnlich lang.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Je komplexer und umfassender ein System wird, und in einem Stadium, in dem wir zum ersten Mal strikt von Weltgeschichte sprechen dürfen, umfasst das System die gesellschaftlichen Interaktionen des ganzen Erdballes — umso mehr entzieht sich das System unmittelbaren Eingriffen, umso schwächer werden die Aussichten für das, was einst direkte Aktion hiess. Die Komplexität der Glieder, die heute zwischen Theorie und Praxis vermitteln, ist nur zu oft entmutigend. Zwei weitere Schwierigkeiten ergeben sich aus der Rolle des *Studenten*. Auf der einen Seite entstehen Spannungen zwischen ihrer Energie und Geduld erfordernden politischen Interessen und dem Interesse an der schnellen und zuverlässigen Vorbereitung auf einen spezialisierten Beruf. Auf der anderen Seite entstehen Konflikte zwischen dem Bedürfnis nach theoretischer Anleitung im Handeln und einem positivistischen Wissenschaftsbetrieb, der Handlungsorientierungen nicht mehr hergibt.

Diese drei Schwierigkeiten fordern *zweipolige Reaktionen* heraus. Ich nenne jeweils zwei Reaktionsbildungen, die nicht Lösungen darstellen, sondern den ungelösten und verdrängten Konflikt bloss spiegeln. Aber ich mache mit Nachdruck darauf aufmerksam, dass nach meinen Erfahrungen die Masse der Studenten an dem einen der beiden Pole zu suchen ist, während wir am andern Pol, selbst an den mobilsten Hochschulen, nur eine Handvoll von Studenten finden.

1. Das *Spannungsverhältnis* zwischen Theorie und Praxis kann von denen, die die entsprechenden Frustrationen nicht aushalten und nicht rational verarbeiten können, abgeleitet werden: entweder in *Indifferenzismus* in eine Abwendung von Politik überhaupt,
- oder in *Aktionismus*, das heisst in eine Praxis, die jeden Anlass zur Mobilisierung, allein um der Mobilisierung, aber nicht um der begründeten und taktisch aussichtsreichen Durchsetzung von definierten Zielen willen ergreift.

2. Das *Spannungsverhältnis* zwischen politischem Engagement und Berufsvorbereitung kann von denen, die die entsprechenden Belastungen nicht tolerieren und nicht rational verarbeiten können, abgeleitet werden:

- entweder in *Ueberanpassung*, das heisst in eine Antizipation von Zwängen der künftigen Berufssituation,
- oder in ein *regressives Festhalten an der Situation von Studienanfängern*, das heisst in Abwehr gegen intellektuelles Einbringen in die Materie eines Faches zugunsten eines Zustandes verselbständigter revolutionärer Dauerbereitschaft.

3. Das *Spannungsverhältnis* zwischen dem Bedürfnis nach praktischer Gesamtorientierung und dem Wissenschaftsbetrieb kann von denen, die die entsprechenden Frustrationen nicht aushalten und nicht rational verarbeiten können, abgeleitet werden:

- entweder in eine *positivistische Beschränkung auf erfahrungswissenschaftlich immanente Fragen*, verbunden mit Apathie oder mit einer von Fall zu Fall kontingenten Handlungsorientierung,
- oder aber in *theoretische Uebervereinfachungen*, in fettsichere Gesinnungen und in eine irrationalistische Verklärung des Unmittelbaren.

Ich halte es für nötig, dass wir uns über jene Schwierigkeiten und auch über die Reaktionsformen, in denen sich die unbewältigten Konflikte ausdrücken, klar werden, damit die studentische Opposition nicht in Gefahr gerät, sich selbst zu isolieren und ohne Boden zu agieren. Ich halte diese Gefahr nicht für gross. Sie sollte nicht denen zum Vorwand dienen, die den Bewegungsspielraum der studentischen Opposition als solchen einschränken möchten.

Dr. phil. Jürgen Habermas ist o. Professor für Philosophie und Soziologie sowie Direktor des Philosophischen Seminars und des Soziologischen Seminars am Institut für Sozialforschung der Universität Frankfurt/M. Der hier abgedruckte (gekürzte) Beitrag wurde auf dem Teach-in zum Tod Benno Ohnesorgs in Hannover vorgetragen.

## IN DIESER NUMMER

- 3 Nigeria blutet
- 5 Interview mit Rektor Prof. Töndury
- 11 Ergebnisse eines Seminars
- 15 Klammerbuch und Tischtheater
- 21 Musik aus Raum und Zahl

Der nächste »zürcher student« erscheint am 19. Juni

## Das grosse Missverstehen

Paris brannte, die Gewalt beherrschte die Stadt. Studenten, versammelt, um gegen die Schliessung der Fakultät von Nanterre durch die Behörden zu protestieren, wurden von der Polizei entgegen allen Versprechen zusammengeknüttelt. Von dan an rief ein Ereignis das andere: Zu den Studenten gesellten sich die Arbeiter, und so weitete sich der Protest der Wenigen innerhalb Tagen zur nationalen Krise aus. Es braucht wenig, um einen Staat aus den Fugen zu heben.

Wo Gewalt herrscht, ist die Gesellschaft krank. Denn ein Vulkan eruptiert nur dann, wenn der Druck von unten gross ist, weiter anwächst und schliesslich die dünne Decke springt, die ihn zurückdämmen soll. In der Natur dauern derartige Vorgänge Jahrzehnte, in der Politik vielleicht Jahrzehnte. Nur dann kommt es zu Gewalttätigkeiten wie denjenigen von Paris (oder Berlin, oder München, oder ...), wenn durch eine jahrelange schleichen Entwicklung Volk und Behörden sich in einem Masse auseinandergeliebt haben, dass sie sich nicht mehr verstehen. Allzuoft ist der Hang der Behörden (aller Behörden) zum Immobilismus die eigentliche Ursache dieser fatalen Entwicklung.

Wenn einmal diese Entfremdung erreicht ist, bedarf es nur noch eines schwachen Funkens, eines Katalysators, um das Verhältnis auszulösen. Dass nach dem unseligen Berliner Beispiel nun offensichtlich auch in Paris die Polizei den ersten Schritt zur Brutalität getan hat, ist eine bedrückende Tatsache.

Die Fragen, die es bei der Analyse der jüngsten Studentenunruhen zu beantworten gilt, betreffen zu einem grossen Teil das Verhältnis zwischen den drei Machtgrössen Behörden, Polizei und Volk. In der idealen Demokratie ist es ein Verhältnis des gegenseitigen Verständnisses, der *Koalition*. Die Vorgänge in verschiedenen Grossstädten beweisen, dass es diese ideale Demokratie heute (noch) nicht gibt. Das Misstrauen herrscht vor.

Nach allem, was wir wissen, steht es in dieser Beziehung auch in unserem Musterlande nicht viel besser als in einigen unserer Nachbarstaaten. Solange es möglich ist, dass ein Regierungsrat sitzstreichende Studenten als »Anhänger kulturrevolutionärer Bewegungen, die sonderbare Kleider tragen, sich auf Transchienen setzen und chinesische Namen ausstossen bezeichnet, so lange ist die Harmonie illusorisch, auf die sich die Demokratie eigentlich gründen sollte. Die Parallele dieses einen Falls zum brutalen Vorgehen der Pariser Polizei mag weit hergeholt erscheinen. Sie ist es nur auf den ersten Blick.

Denn dieser Regierungsrat ist Polizeivorstand des Kantons Zürich.

Sepp Moser



Paris, Boulevard St-Germain: die Trikolore brennt.

### Seminar über die Bildungsreform an der ETH

Dozenten und Studenten trafen sich Ende vergangenes Semester, vom VSETH eingeladen, zu einem Seminar über Unterrichts- und Bildungsreform an der ETH. Dem Aufruf des VSETH, der sich an die gesamte ETH richtete, folgten sechs Professoren und ganze zwei Dutzend Studenten! Die geringe Beteiligung von studentischer Seite ist symptomatisch für unsere Hochschule. Es wäre falsch, daraus zu schliessen, dass Reformen zur Zeit nicht opportun sind; die Tagung hat das Gegenteil bewiesen. Es scheint vielmehr, dass die grosse Mehrzahl der Studenten weder die Möglichkeit kennt, aktiv an der Gestaltung der Hochschule mitzuwirken, noch mit der Pflicht vertraut ist, selbst tatkräftig dazu beizutragen.

#### Zum Seminar selbst

Zwei einführende Referate orientierten über die biologischen Möglichkeiten und Grenzen der Lernprozesse sowie über deren optimale Annäherung mit technischen Hilfsmitteln. Darauf wurde die heutige Situation am Poly analysiert. Es ergab sich ein ganzer Katalog von gravierenden und kleineren Missständen im heutigen Unterrichtsbetrieb. Die Hauptdiskussion sollte dann begehbare Wege aufzeigen, womit bessere Studienbedingungen innert nützlicher Frist erreicht werden können.

#### Die wichtigsten Missstände:

- Die Massenveranstaltungen der Grundlagenvorlesungen (200-300, ja bis 600 Studenten)
- Die dadurch bedingte Platznot.

- Die zum Teil auch dadurch bedingte Isolierung des Studenten vom Professor und Mitstudenten.
- Die Überbelastung in den unteren Semestern (bis zu 70 Wochenstunden).
- Das Fehlen von geeigneten Hilfsmitteln (z. B. Autographien).
- Das schlechte Zahlenverhältnis: Auf einen Dozenten fallen 33 Studierende (an nordischen Hochschulen wird das Verhältnis 1:10 schon als schlecht bezeichnet).

#### Was ist realisierbar?

In der Diskussion wurde davon ausgegangen, dass die finanzielle und räumliche Situation im Moment weder eine Verlängerung des Studiums (sofern dies überhaupt wünschbar ist) noch eine massive Erweiterung des Lehrkörpers erlaube. Als vernünftige Diskussionsbasis blieben: Bessere Ausnutzung der vorhandenen Möglichkeiten und intensivierte Zusammenarbeit zwischen Dozenten und Studenten.

Massenvorlesungen lassen sich vorläufig nicht vermeiden, obwohl sie störend für man sind, einig, dass mindestens für alle grossen Vorlesungen im Grundstudium (bis zum 2. Vor-diplom) Autographien geschaffen werden sollten. Dieses Postulat ist nicht nur in angelsächsischen Ländern in Form von »Textbooks« schon lange realisiert worden. Mit den Autographien soll auch der Rahmen der entsprechenden Prüfungen festgelegt werden. Dar würde dem Studenten wieder ein wenig der dringend benötigten Freiheit in der aktiven Gestaltung seiner Studien zurückgegeben, also auch Verantwortung!

Als wichtige Ergänzung zu den Grossvorlesungen braucht es noch vermehrt Kolloquien oder Übungen, die in kleinen Gruppen (20-30 Studenten) gehalten werden müssten. Dort sollten Probleme in Teamarbeit und im gelbsten Gespräch mit Assistenten behandelt werden (wenn möglich frei von Leistungs- und Präsenzkontrollen).

Weiter ist das geplante Tutorensystem (höhere Semester stehen unteren mit Rat und Tat bei) ein wertvoller Beitrag von studentischer Seite. Als Fernziel bleibt noch die Forderung nach einem besseren Zahlenverhältnis von Dozenten zu Studenten. Ein Quotient von 1:10 bedingt allerdings die Verdrängung des Lehrkörpers! Auch der Wunsch nach geeigneten Räumlichkeiten für rein studentische Zwecke bleibt dringlich.

Wie man sieht, es waren keine weltbewegenden Probleme, die uns beschäftigten. Doch sie müssen bald in positivem Sinne gelöst werden.

Martin Küper

### Steht das Poly vor einer Mensa-Krise?

Die Planung für den Ausbau der Eidgenössischen Technischen Hochschule sieht vor, dass in den Jahren 1970/71 mit der Errichtung einer neuen Mensa unter der Polyterrasse begonnen wird. Da indessen gleichzeitig mit Baubeginn der neuen die bestehende alte Mensa abgerissen werden soll (an ihre Stelle kommen Teile der Abteilung II zu stehen), steht den Polystudenten, wenn nicht alles trügt, eine längere mensalose Zeit bevor.

Ohne sinnvolle und wirksame Gegenmassnahmen könnte dies leicht zu katastrophalen Zuständen in der Studentenverpflegung führen. Mit Interesse verfolgen wir deshalb die Bemühungen des Eidgenössischen Schulrates um Abhilfe - und mit Bestürzung stellen wir fest, dass die hohen Herren bislang keinen einigermaßen realistischen Plan zur Abwendung des drohenden Desasters zuwege gebracht haben.

Einige bescheidene Ansätze zur Linderung kommender Not sind zwar lo-

benswert, aber zumeist nicht mehr als hilflose Mini-Tröpfchen auf einem zu suchend heisser werdenden Stein. So dürfte beispielsweise die im kommenden Herbst fertig werdende Uni-Mensa, kaum eine wesentliche Entlastung bringen, da sie aller Voraussicht nach von den Uni-Studenten selbst voll ausgelastet werden wird. Auch die bereits vollendete Vergrößerung der Chemie-Bar sowie die vorgesehene Erweiterung der Polybar vermag kaum Abhilfe zu schaffen, da ihre Kapazität eng begrenzt ist. Der vorerst als vage Möglichkeit existierende Einbau einer sogenannten »Cafeteria« in das ehemalige Globus-Gebäude auf dem Papierwert liefert auch keine Kalorien.

Die Frage, wo sich unsere nachmaligen Kommitteons für die strengen Nachmittagsübungen stärken sollen, ist offensichtlich noch völlig unbeantwortet. Von zwei sich abzeichnenden Lösungsmöglichkeiten scheint uns nur die eine realistisch.

#### Provisorium oder gestaffelter Bau?

Erste Möglichkeit: Das »Interimsumme« wird durch eine provisorische Verpflegungsstätte überbrückt. So bestechend diese Variante auf den ersten Blick aussieht: sie hat einen gewichtigen Mangel. Der wunde Punkt ist die Küche; sie muss nicht nur den eigenen Betrieb, sondern auch alle »Filiälen« mit Tausenden von Mahlzeiten beliefern können. Ein derart leistungsfähiges Provisorium käme vermutlich fast ebenso teuer zu stehen wie die spätere definitive Mensa.

bleibt nur noch die zweite Lösung: Ein etappenweises Vorgehen im Ausbau der ETH, Bau der neuen Mensa vor dem Abbruch der alten. Dies würde zwar erhebliche administrative und politische Umtriebe verursachen (da die Kredite für den Ausbau der Abteilung II, lies Abbruch der jetzigen Mensa, und den Bau der neuen Kantine in der gleichen Botschaft zusammengefasst sind, müsste diese aufgesplittet werden, was den eidgenössischen Räten zusätzliche Arbeit bringen würde), aber wir sind überzeugt, dass sich nur durch dieses Vorgehen ein Nahrungs-Debakel vermeiden lässt.



### Rückblick auf die Blutspendeaktion

Nach der spektakulären Eröffnung der Blutspendewoche für Akademiker vom 13. bis 17. Mai 1968 durch den Rektor der Uni und den Prodekan der medizinischen Fakultät zogen in einem kontinuierlichen Strom Studentinnen und Studenten, Dozenten und Assistenten aus Uni und ETH, aus Oberseminar und Mittelschulen in die Turnhalle, um dort ihren kleinen, aber wertvollen Obulus zu entreichen. Die Reihe brach nie ab und wollte kein Ende nehmen, so dass die Spendeaktion um einen Tag verlängert werden musste. Am Freitagabend konnte in einer kleinen Feier Raphael Marny die 3000. Flasche überreicht werden, und er wird sich nicht wenig gewundert haben, als er gewahrt wurde, dass an dieser Flasche ein funktionierendes Velosolex hing - ein Zeichen der Dankbarkeit für den überwilligenden Erfolg der Blutspendewoche. Am gleichen Abend fuhr die mobile Equipe des Schweizerischen Roten Kreuzes schwer beladene mit 3059 gefüllten Blutflaschen zum Zentrallaboratorium nach Bern zurück.

Geschäften sowie Esswaren und Getränke, dass die Spender mit grosser Auswahl und erstaunlich grosszügig bewirtet werden konnten. Man verliess die Turnhalle zwar mit etwas weniger Blut, jedoch nach einer wohlthuenden Ruhepause auf einem Bett und mit gut gefülltem Magen.

In Frack und Zylinder hat Beat Richner die Werbeorgel gedreht, und - um Missverständnisse zu vermeiden - hat ihn Peter Fuchs in mehr medizinischem Gewande begleitet. Sie fuhren zusammen die Orgel fast ohne Unterlass durch Gänge und Strassen, und mancher hat der wehmütig jammern den Aufforderung des Drehorgelists nachgehört und Folge geleistet.

Wichtig für den glatten Ablauf war auch, dass immer Leute anwesend waren, die wussten, »wie es geht«, die die Erfahrungen des Vortages am folgenden Tag einsetzen und so stets sich wiederholende Mühsamkeiten vermeiden konnten. Neben den bereits genannten waren es vor allem Pierre Levis, Thomas Weber, Thomas Vögeli, Judith Eggenschwyler, Oswald Studer, Bigna Sprenger und Hannes Steiner, deren Name ich nicht kenne, die durch ihre fast ununterbrochene Anwesenheit in der Turnhalle die Kontinuität garantierten.

Zum Schluss seien noch die Firmen und Geschäfte aufgezählt, die mit erstaunlicher Grosszügigkeit die Blutspendeaktion unterstützten: Migros, Elsener (Velosolex), Buchmann, Konsum, Kleiner, Ernst, Verbandsmolkerei Zürich, Epa, Refresca und unsere Zentralstelle, die jedem 500. Spender eine Grammplatte schenkte.

Man mag sich fragen, weshalb über diese Blutspendewoche so ausführlich berichtet wurde. Es ist seit langer Zeit das erste Mal, dass die Studenten von Zürich mit einer konkreten, der Allgemeinheit dienenden Aufgabe über Presse, Radio und Fernsehen an die breite Öffentlichkeit gelangten: Es wurde nicht diskutiert, es wurde nicht kritisiert, es wurde nicht reformiert - es wurde schlicht und einfach Blut gespendet, was, das jeder verstehen und als positive Leistung anerkennen kann. Dazu versuchten wir zu zeigen, dass die konkrete, unproblematischere Aufgabe in keiner Weise die bequemere zu sein braucht. Für den grossen Erfolg gratulieren wir den Organisatoren und hoffen, dass die »Blutspendewoche für Akademiker« in den folgenden Jahren ebenso positiven Widerhall finden möge.

Zwei Altpräsidenten der medizinischen Fakultät:  
Tönét Töndury  
Franz von der Linde

### Am Poly wird diskutiert

urü. Der Akademische Maschinen-Ingenieurverein (AMIV), der offizielle Fachverein aller Ingenieur-Studenten an der ETH, veranstaltete dieser Tage eine Podiumsdiskussion mit zwei Professoren und drei Studenten. Die beiden Professoren waren die Abteilungsvorstände der Unterabteilung für Maschinenbau (Prof. Grassmann) und der Unterabteilung für Elektrotechnik (Prof. Dutoit). Der AMIV war durch den Präsidenten der Fachstudienkommission und durch zwei Studenten vertreten. Im Auditorium befanden sich neben ungefähr 300 Studenten auch 20 bis 30 Professoren.

Die im allgemeinen gemässigt gehaltenen Forderungen der Studenten stiessen bei den Professoren auf ein erfreulich positives Echo. Die Abteilungsvorstände waren sich darüber einig, dass den Studenten das Recht zusteht, Verbesserungsvorschläge für Vorlesungen sowie für die Einteilung des Stundenplanes vorzulegen; man werde mit sich reden lassen.

Im Verlauf der Diskussion wurden wenig konkrete Vorschläge gemacht; die allgemeinen und bescheidenen Forderungen von seiten der Studenten konnten vom Lehrkörper ohne Schwierigkeiten gutgeheissen werden. Einzig das von Student Urs Ramer geforderte Mitspracherecht der Studenten an den Abteilungskonferenzen vermochte die Gemüter zu erregen. Die Professoren sagten, an den Abteilungskonferenzen werde gar nicht über so interessante Dinge gesprochen, jedenfalls über nichts, was Studenten interessieren könnte; worauf ein Student darauf aufmerksam machte, dass sehr wohl auch über studentische Belange diskutiert werde. Studenten und Dozenten einigten sich schliesslich darauf, dass ein Seminar, an dem ein Dozent mit einer Gruppe von Studenten über hochschulinterne Probleme diskutiert, ein geeignetes Forum für eine gegenseitige Aussprache sei. Professor Weinberg erklärte sich sogar spontan dazu bereit, als erster ein solches Seminar durchzuführen.

# ARISTO STUDIO

## Der Rechenstab für Ihr Studium

Klares, übersichtliches Teilungsbild  
Grosse, deutliche Skalenziffern  
Versetzte Skalen CF/DF/CIF  
Kehrwertskaleten CI/CIF  
6 Exponentialskalen  
Dauerjustierung der Skalen  
Gleichbleibender Zugangang  
Unzerbrechliches ARISTOLEN-Etui  
Rutschfeste Gummiauflagen auf beiden Seiten

Generalvertretung  
A. Lindenmann  
Delsbergerallee 38, 4000 Basel 18

## NEW '68 HIPSTER

die brandneuen

# Manchester-Jeans

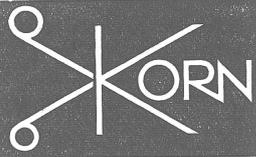
von

# Lee

Fr. 37.50

## La chemise Lacoste

ab Fr. 24.50



8006 Zürich  
Sonneggstrasse 21, Tel. (051) 34 04 54

### »zürcher student«

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule.

Erscheint achtmal jährlich: Januar, Februar, Anfang Mai, Ende Mai, Juni, Juli, Oktober, November.

Redaktion: Georg Kohler (Politik), Sepp Moser (Hochschulfragen, Wissenschaft, Aktionen), Willi Wottreng (Kultur, Unterhaltung), Urs Rüegg.

Verantwortlich für Produktion, Vertrieb, Werbung: Sepp Moser; Finanzamt: Willi Wottreng.

Redaktion und Administration: Universitätstrasse 18, 8006 Zürich, Schweiz, Telefon (051) 47 75 30 (wenn Büro unbesetzt, an Gesprächsaufzeichnung), Postcheckkonto 80-35598.

Druck und Versand: Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich, Telefon (051) 27 09 50 (Nachbestellungen für Kioske: Intern 629).

Inserate: Dr. H. Düttsch, Bahnhofstrasse 37, 8001 Zürich, Telefon (051) 23 83 83, Postcheckkonto 80-28284.

Einzelbezugpreis 80 Rappen, Jahresabonnement Fr. 6.- auf Konto 80-35598.

Unverlangt eingesandten Manuskripten bitten wir Rückporto beizulegen.

Die im »zürcher student« publizierten Artikel geben jeweils die Meinung des Verfassers wieder; diese deckt sich nicht unbedingt mit derjenigen der Redaktion oder der Studentenschaften. Offizielle Mitteilungen der Studentenschaften finden sich auf der »Seite der Studentenschaften«.

Der »zürcher student« ist unabhängig von politischen Gruppen oder Geldgebern. Einziges kommerzielles Ziel ist es, selbsttragend zu erscheinen. Die Redaktion ist je zur Hälfte von den Studentenschaften der Universität und der ETH gewählt.

# »Nigeria is not a Nation«

Biafras Weg in die Unabhängigkeit / Von Markus Mäder

Wenn wir uns schon darauf einigen sollten, auseinander zu gehen, so lasst es uns friedlich tun, denn sonst wären die Ereignisse im Kongo ein Kinderspiel zu dem, was bei uns geschehen konnte.

Azkiwe 1964

Als vor nun beinahe einem Jahr, am 30. Mai 1967, Oberst Chukwuemeka Odumegwu Ojukwu die rot-schwarz-grüne Fahne des neu gegründeten Staates Biafra mit der aufgehenden Sonne auf den Regierungsgebäuden hissen liess, galt dies als vorläufiger letzter Akt in der alten Auseinandersetzung zwischen den schwarzen Stämmen Nigerias. In der entwickelten Welt stand man den schwarzen Rassenkonflikten damals fassungslos gegenüber, man rechnete nicht mit der Tiefe der Gegensätze unter den Schwarzen, die gegen aussen so gern als eine Rasse in Erscheinung zu treten suchen. Doch der Anschein trügte. Der Hass von Schwarzen auf Schwarze in Afrika kann tiefer sein als der Hass von Weissen auf Schwarze, von Schwarzen auf Weisse in Amerika.

Dieser Artikel ist in Zusammenarbeit mit der weitgehend von Studenten getragenen »Aktion Pro Biafra« entstanden. Sie setzt sich zum Ziel, durch Geldsammlungen und in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz humanitäre Hilfe an Biafra zu leisten. Einzahlungen werden erbeten auf Postcheckkonto 80-20320 Zürich. Besten Dank!

Die Redaktion

Der Abfall Biafras von Nigeria, der damals als mögliche Lösung der Gegensätze empfunden werden mochte, dieser Abfall war der Anfang der Geschichte eines Landes, die bis jetzt nur von der grausamen Abschachtung der Bevölkerung zu berichten weiss. In Biafra geschieht zurzeit ein Genozid.

## Kurze Geschichte einer Eskalation

Wenn das von den Engländern zusammengewürfelte Nigeria zerfallen werde, war im Grunde schon von Anfang an nur eine Frage der Zeit. Einen Staat zu machen aus den drei, dann vier Regionen Nigerias erwies sich schon bald als unmöglich: Als der Ibo Ironsi im Mai 1966 mit der Verkündung des Dekretes 34 eine gewisse Zentralisierung anstrebte, kostete es ihm den Kopf. Man fürchtete im Norden für die Eigenständigkeit, und die Opfer waren die Ibos. Ihre Verfolgung im Norden setzte ein, und mit der Abschachtung von über 30 000 und der Flucht von fast 2 Millionen Ibos im September fand sie einen vorläufigen Höhepunkt. Die praktische Unabhängigkeit Oberst Ojukwus in der Ostregion war die Folge dieser Ausschreitungen. Er forderte nun einen losen Bund von vier Provinzen und stellte die Steuerzahlungen an die Zentralregierung ein.

Zur formellen Unabhängigkeitserklärung Ojukwus war es gekommen, als Ironsi Nachfolger, der Oberstleutnant Gowon (aus einem kleineren Stamm in Middle Belt) zum Gegenschlag ansetzte und die Aufteilung Nigerias in zwölf Gliedstaaten dekretierte. Der Norden wäre in sechs Staaten eingeteilt, und die übrigen sechs wären aus den übrigen Regionen gebildet worden. Durch die Einheitlichkeit des Nordens und die auseinanderstrebenden Interessen im Westen und Osten wäre damit die Vorherrschaft des Nordens gesichert gewesen, die Ibos aber wären sogar ihrer Ölquellen im Nigerdelta beraubt gewesen. Eine (damals zwar noch erfolgreiche) Wirtschaftsblockade und der Schritt Gowons, sich zum alleinigen Träger der Exekutivgewalt zu erklären, taten das ihre: Ojukwu musste handeln, wollte er nicht sein Gesicht und eine gewisse Selbständigkeit des Gebietes verlieren; er handelte rasch. Einen Tag nach der Dekretierung der Aufteilung war Biafra ein unabhängiger Staat.

Bis der bewaffnete Konflikt ausbrach, dauerte es noch über einen Monat. Erst der Versuch der Zentralregierung, auch den Verkehr der Erdöl-schiffe zu blockieren, liess die Stimmung so heiss werden, dass Gowon am 6. Juli auf Biafra losschlugen liess. Das Abkommen von Aburi im Januar, das jede Gewaltanwendung verbot, blieb toter Buchstabe, und die Vermittlungsversuche von Kenyatta, Nyerere, Obote und Kaunda am 8. Juli sollten zu spät

kommen. Der verhängnisvolle erste Schuss war gefallen.

Die Ibos standen allein. Mögliche Partner hatten sich offensichtlich zum stärkeren Gegner geschlagen. Ueberleben bedeutet für die Ibos, denen niemand auch militärisches Geschick zugetraut hätte, kämpfen. Nicht kämpfen bedeutet abgeschlachtet zu werden.

Soweit die Geschichte einer tragischen Eskalation. Um aber die Mittel zur Deseskalation besser finden zu können, sei im folgenden auf die Voraussetzungen zur Eskalation eingegangen.

## Wirre Stammesverhältnisse

Nigeria, das in eine Nord-, West-, Mittelwest- und Ostregion (die Gegend des heutigen Biafras) eingeteilt worden war, ist ethnisch so aufgesplittert, dass auch die im Mai 1967 verkündete 12-Teilung des Landes den Stammesverhältnissen niemals entspräche.

Im Norden, der als Gebiet der Haussa-Fulani bezeichnet wird, gibt es Gebiete mit vorwiegender Kanuri-Bevölkerung, mit Joruba-Minderheiten, zudem Nupe-, Gwari- und Tiv-Minderheiten, zusammen mit über 200 kleinen sprachlichen Gruppen, die für sich die Abtrennung eines »Middle Belt« fordern. Fulani, Haussa und Kanuri sind Moslems und leben in feudaler Sozialstruktur. Sie waren die Bevorzugten der Engländer, da sich die »indirekte« in der festgefühten Hierarchie der Emire, Sultane und Scheichs am reibungslosesten durchführen liess.

In der West- und Mittelwestregion leben neben den um das Zentrum Lagos vorherrschenden Joruba-Bantus mit hierarchischer Sozialordnung unzählige kleine Königreiche, in der Umgebung von Benin aber vorwiegend Edo, um die sich Ijaw- und Ibo-Minderheiten gruppieren.

In der Ostregion dominieren zwar um Enugu die Ibos, ein Bantuvolk wie die Joruba, doch ausser ihnen gibt es Ijaw im Westen, Ibibio-Efik um Calabar sowie eine Unzahl kleiner Gruppen im Osten, die sich schon lange zu einer eigenen COR-Region, in der sich die reichsten Ölquellen befinden und wohin danach auch die höchsten Royal-ties fliessen würden, zusammenschliessen wünschten.

Die Aufzählung mag ermüden, doch sie zeigt eines ganz deutlich: Wenn hier der Funke des Rassenhasses springt, wird ein grosser Brand zu löschen sein.

»Nigeria ist keine Nation. Es ist ein blosser geographischer Ausdruck. Es gibt keine Nigerianer im selben Sinne,

wie es Engländer, Waliser oder Franzosen gibt. Das Wort Nigerianer ist lediglich eine besondere Benennung, um diejenigen, die innerhalb der Grenzen Nigerias leben, von denen, die dort nicht leben, zu unterscheiden«, schreibt J. S. Coleman, der sich am eingehendsten mit dem Nationalismus in Nigeria befasst hat.

Das wussten auch die pragmatischen Briten schon vor der Unabhängigkeit. Sie wären die letzten gewesen, welche die erheblichen Unterschiede zwischen einem Fullani-Emir, einem Joruba-Stadtkönig und einer scheinbar hauptlinglosen Ibo-Dorfgemeinde übersehen hätten. Sie versuchten auch, diesen Unterschieden Rechnung zu tragen. Mit einem ausgeklügelten Verfassungssystem, dem Parlament von Westminster nachgebildet, das die Gegensätze etwa ausgleichen sollte, wurde das junge Nigeria in die Freiheit geschickt. Doch England hatte sich getäuscht: Die Streitigkeiten waren nur

dynamischen Hörigen überflügelt worden waren. Und sie zu verfolgen war leichter als ihnen nachzustreben. Und keine Verfassung, weder der Engländer noch in der Zeit der Unabhängigkeit, vermochte das tiefe Misstrauen und den wachsenden Hass der alten Eliten im Norden gegenüber den Geschickten und bald überlegenen »Emporkömmlingen« im Süden, welche nun gerade unter ihren Tugenden zu leiden haben, zu zerstreuen.

## Denksport für Ideologen

Einem Stammeskrieg, wie er in Biafra ausgebrochen ist, ist mit unseren Massstäben nicht beizukommen. Als es losging, wussten die Grossmächte nicht einmal, für welche Seite sie Partei ergreifen sollten. Die ideologischen Kriterien, nach denen üblicherweise meist Schuld und Unschuld, Sympathie und Feindschaft verteilt werden, versagten. Erst nach einigem



sitiert; vom kolonialen Joch befreit, trafen die Fronten umso härter aufeinander.

Die Ibo hingegen, politisch ursprünglich kaum organisiert, verdingten sich, bald der englischen Sprache und des Schreibens kundig, rasch neue Techniken und Verhaltensweisen erlernend, in der Kolonialzeit nur allzugen den Herren des Nordens. Und zu spät erfassten die Herren, die Emire in ihrer statischen Gesellschaft, dass sie von ihnen

Zögern entschlossen sich Engalnd, die Tschechoslowakei und die Sowjetunion, die Zentralregierung mit leichtem Kriegsmaterial und Jagdflugzeugen zu versehen.

Doch die unheilige Allianz zwischen den Herren der Downing Street und denen des Kremls besteht noch immer. Was die beiden an die Zentralregierung kettete, ist nicht ganz leicht auszumachen. Die Russen mögen hoffen, im unterentwickelteren Norden leichter

Zugang zu finden, und die Engländer mögen besorgt sein darüber, dass ihr mühsam geborenes koloniales Kind nur als amputierter Rumpf lebensfähig sein soll.

Offensichtlich ist aber, dass nun die Briten, das sie einmal als Feinde Biafras verstanden werden, alles tun müssen, den Abtrünnigen in den Schoss der Föderation zurückzuführen, denn im Falle eines biafranischen Sieges fürchten sie nicht ganz zu Unrecht für ungünstigere Erdölverträge, als sie sie mit der Föderation einst abgeschlossen haben.

Auch die Afrikaner sind dem neuen Staat gegenüber unsicher. Lange fand er nirgends Anerkennung. Doch wurde er bei weitem nicht so scharf attackiert, wie sieben Jahre vorher der Katanga Tschombes attackiert worden war. Denn Ojukwu Biafra konnte man den Vorwurf nicht machen, der Tschombe so sehr belastete: »Sülding des westlichen Imperialismus und Monopolkapi-

talismus zu sein«. Ojukwu sind keine vorherigen Absprachen mit Imperialisten nachzuweisen. Das macht ihm in den Augen einiger schwarzer Politiker fast sympathisch, zumal ihm ein gewisses moralisches Recht zugestanden wird, gegen die in der Kolonialzeit bevorzugte, feudalistische Nordregion vorzugehen.

Trotzdem bleibt Ojukwus Tat unvereinbar mit der OAU-Charta: er hat, wie Tschombe, die Grenzen eines Landes verändert.

Was in jüngster Zeit Tansania, Gabun und die Elfenbeinküste bewegen hat, Biafra für sie anerkennen, weiss man nicht. Zweifellos ist es von nicht geringer Bedeutung, dass der junge Staat von in Afrika so einflussreichen Staaten wie den Nyerere und Houphouët-Boigny gebührende Anerkennung findet. Ein erster Schritt zur internationalen Lebensfähigkeit ist damit jedenfalls getan.

## Reichtum, Armut und Hass durch Erdöl

Der Konflikt würde niemals in dieser Härte ausgetragen, wenn nicht die Ibos das verhängnisvolle Glück gehabt hätten, dass in ihren Gebieten von den grossen Gesellschaften Erdöl im Ueberfluss gefunden wurde, das, da es praktisch schwefelfrei ist, auf dem Weltmarkt besonders gesucht ist. Das Interesse der Welt an Biafra konzentriert sich denn also auch vor allem auf das Erdöl. Wenn also England und in jüngster Zeit vor allem auch Holland Waffen nach Lagos liefern, geschieht dies aus eben diesen wirtschaftlichen Gründen.

Die Einkünfte der ehemaligen Ostregion aus dem Erdöl waren bedeutend. Das geht schon daraus hervor, dass Biafra Anfangs mit Importen aus aller Welt die Blockade wirkungslos machen konnte und die Zentralregierung mit dem Versuch, die Erdöl-schiffe zu blockieren, gerade damals auf Biafra losschlug, als Shell-BP, in deren Besitz sich die meisten Installationen befinden, die ersten Royalities an Biafra auszahlte, während die sonst verträglichem die Zentralregierung gelandeten Gelder seit Beginn der Krise auf ein Sperrkonto gezahlt wurden.

Nachdem später die Erdölförderung im Kriegsgebiet unmöglich wurde, hörten natürlich auch die Zahlungen auf. Heute erwachsen Biafra aus dem Erdöl nicht mehr die geringsten Profite.

## Kleiner Abriss der Geschichte Nigerias

Nach 1000: Entstehung des Yoruba-reiches mit Ibadan als erster schwarzer »Grossstadt«.

12. Jh.: Entstehung des Beninreiches. Gründung der Haussastadt Kano.

14. Jh.: Entstehung des Nupereiches. Islamisierung der Haussa in Kano vollzogen.

15. Jh.: Erste Berührung der ethnischen Gruppen im Nigerdelta mit den Portugiesen.

17./18. Jh.: Sklavenshandel der Weissen.

1807: Fulani erobern Kano.

19. Jh.: Sklavenschmuggel aus dem Nigerdelta.

1861: Briten besetzen Hafen und Stadt Lagos.

1882: Britischer Konsul in Calabar.

1885: Protektorat über das Nigerdelta errichtet.

1886: Bildung der Royal Niger Company des George Goldie.

1897: Eine junge Journalistin (die spätere Frau Lugards) prägt in der »Times« den Namen Nigeria.

1900: Uebergabe Nigerias an die Krone. Sir Frederick Lugard wird Hochkommissar von »Northern Nigeria«, wo er seine indirect rule verwirklicht.

1914: Lugard wird Generalgouverneur der eben geschaffenen Föderation Nigeria.

1922: Bildung eines Legislativrates für die südlichen Regionen.

1944: Der im Norden geborene Ibo Nnamdi Azikiwe gründet den National Council of Nigeria and the Cameroons (NCNC), (ab 1962: ... of Nigerian Citizens), der die Unabhängigkeit Nigerias im Rahmen des Commonwealth gegen die Interessen des Nordens fordert.

1946: Inkrafttretende neue Verfassung schafft föderalistische Legislativrate mit Non-Official Majorities, indirekt gewählt durch die Native Authorities in den drei Regionen. Uebergewicht des Nordens, Machtgewinn für die traditionellen Autoritäten. Vorwürfe der Kreise um Awolowo und Balewa an die britische Regierung, eine künstliche Einheit Nigerias anzustreben.

1950: Die General Conference in Ibadan lässt die Sorge des Nordens vor Bevormundung durch den Süden zum Ausdruck kommen.

1951: Die Emire der Nordregion gründen den Northern People's Congress (NPC) unter dem Sardauna von Sokoto, Alhaji Ahmadu Bello.

Der Joruba Awolowo bildet die Action Group (AG) gegen Azikiwe.

1954: Neue Verfassung mit Kabinetten für Awolowo im Westen, Azikiwe im Osten und Bello im Norden. Innere Autonomie für Ost- und West-, nicht aber für Nordregionen. Direkt gewähltes Bundesparlament.

1957: Alhaji Abubakar Tafawa Balewa, Vertrauensmann des Sardauna, tritt an die Stelle des britischen Gouverneurs.

1. Okt. 60: Unabhängigkeit: Balewa wird Premier, Azikiwe als Generalgouverneur Staatsoberhaupt und Awolowo Oppositionsführer im Bundesparlament.

1962: Die Westregion ist der Bundesregierung in Laos nicht mehr gefügig. Akintola löst sich aus der Action Group und bildet eine neue Regierung für die Westregion. Politische Anarchie bis 15. Jan. 66.

Juli 63: Aus einem Teil der Westregion wird die Mittelwestregion gebildet. Gründung der Mid-West Democratic Front (MDF).

1. Okt. 63: Nigeria wird Republik im Commonwealth.

Ende 1964: Schwere Unruhen in der Westregion infolge Wahlkampf, der vom Norden gewonnen wurde.

15. Jan. 66: Nach der Ermordung von Premier Balewa und des Sardauna von Sokoto übernimmt der Ibo Ironsi die Macht.

24. Mai 66: Ironsi gibt das »Dekret 34« über die Zentralisierung der Militärregierung und der obersten zivilen Verwaltungsspitzen bekannt. Beginn der Ausschreitungen gegen Ibos in Kano und andern Städten des Nordens.

29. Juli 66: Machtübernahme durch Oberstleutnant Gowon (Nordländer, Christ, den Tiv verwandt), Ironsi ermordet.

Sept. 66: Konferenz der »14 Weissen« wegen neuer Verfassung; Vertagung der Konferenz auf unbestimmte Zeit. Beginn der Session der Ostregion.

Ab 29. September 66: Hetzjagd auf Ibos. Fast 2 Mio. nach Ostnigeria geflohen, 30 000 ermordet.

4./5. Januar 67: Wirkungsloses Zwölfpunkte-Abkommen von Aburi (Ghana), das die Anwendung militärischer Gewalt verbot.

29. Mai 67: Zentralregierung dekretiert Aufteilung der Föderation in zwölf Gliedstaaten (Aufteilung des Nordens in sechs Einzelstaaten). Verkündung des Ausnahmezustandes. Gowon erklärt sich zum alleinigen Träger der Exekutivgewalt.

## Meinezi nöd au, dass...

### Nationalrat Dr. Theodor Gut

Geboren 1917, Chefredaktor und Verleger der »Zürichsee-Zeitung«, Zürcher Kantonsrat seit 1963, Nationalrat seit 1967. Das Interesse des Parlamentariers »Teddy« Gut galt schon immer in erster Linie den Problemen der Hochschule. Schon früh überzeugte er sich von der Notwendigkeit der Erweiterung der Zürcher Universität und drängte im Kantonsrat auf Beschleunigung der Strickhofplanung. Für das Hochschulförderungsgesetz des Bundes, das in der Junisession vor den Nationalrat kommt, setzte er sich als Mitglied der vorbereitenden Kommission mit Entschiedenheit ein; ein besonderes Anliegen war ihm dabei die Zweiervertretung des VSS in der schweizer Hochschulkonferenz.



### Meinezi nöd au, dass... dä Kantönligescht is Museum ghört?

Mit »Kantönligescht« meinen wir natürlich nur den veralteten Föderalismus, nicht das Prinzip des staatlichen Aufbaus von unten nach oben. Und dass es veralteten Föderalismus gibt, brauchen wir einem Studenten kaum zu beweisen, der vielleicht die Auswirkungen des Kunterbunts im Bereich des Schulwesens, unter anderem die Folgen des Wohnortwechsels für Familien mit Kindern, aus eigener Erfahrung kennt. Wir meinen, man müsste sich bei allen staatlichen Aufgaben einmal gründlich überlegen, auf welcher Ebene (Gemeinde, Kanton, Bund) sie am besten gelöst werden können – und sie dann dieser Ebene zuteilen. Falsche Rücksichtnahme auf den »Kantönligescht« hat in einem modernen Staat keinen Platz. Wo müssen wir bei einer solchen »Rumplete« beginnen? Bei den Konservativen? Seien wir ehrlich: Zuerst und vor allem bei uns. Der Föderalismus kann sich nur wirklich erneuern, wenn wir allen überflüssigen historischen Ballast, unter dem die schweizerische Politik zu ersticken droht, zuerst bei uns selber über Bord werfen. Erst dann wird es sinnvoll, von den andern dasselbe zu verlangen und im Rahmen einer Totalrevision der Bundesverfassung nach einer neuen Abgrenzung der Aufgaben von Gemeinden, Kantonen und Bund zu suchen.

### Der Standpunkt

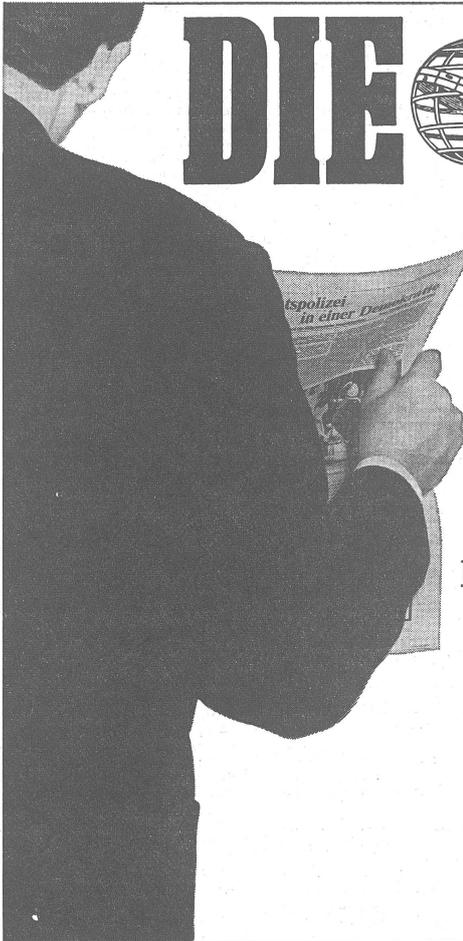
Zölle sind eine Form indirekter Besteuerung. Zollauffälle, wie sie sich als Folge der europäischen Integration seit einigen Jahren ergeben, müssen daher durch Erhöhung der Umsatzsteuer kompensiert werden. Das leuchtet jedermann ein – ausser den Sozialdemokraten. Sie wollen statt dessen die Wehrsteuer erhöhen – und unterhöhlen damit die finanzielle Basis der Kantone. Folge: noch mehr Subventionen! Wie wenn wir davon nicht schon genug hätten!

## FREISINNIGE PARTEI

## ED. TRUNINGER

Inh. H. Hauri-Truninger  
Uraniastrasse 9, 8001 Zürich  
Tel. (051) 23 16 40

Das leistungsfähige  
Lichtpausatelier  
im Zentrum der Stadt



# DIE WELTWOCHTE

gewährt Ihnen

## 30%

# Studentenrabatt!

Statt Fr. 24.— zahlen Sie  
pro Jahr nur Fr. 16.80

**Benützen Sie den untenstehenden Bestellschein.**

---

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf die Weltwoche für die Dauer von  
 $\frac{1}{2}$  Jahr Fr. 9.80  
1 Jahr Fr. 16.80  
(Nichtzutreffendes streichen)

Name: \_\_\_\_\_

Fakultät: \_\_\_\_\_

Strasse: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

Einsenden an: Die Weltwoche, Postfach, 8021 Zürich

# Den Studenten ernst nehmen!

## Fragen an Rektor Töndury

(mä) Der Rektor ist die Persönlichkeit an der Uni, von der jedermann spricht, mit der die meisten Studenten aber nur im Moment der Immatrikulation für den kurzen Moment eines Handschlags persönlich zu tun haben. Für den Etudiant de Base nimmt der Rektor an der Spitze der Universitätshierarchie als graue Eminenz eine recht unklare Stellung ein. Der zürcher student hat deshalb die Gewohnheit, wenn ein neuer Rektor sein Amt antritt, ihn in einem kurzen Interview seinen Studenten vorzustellen. Ich hoffe, Sie sind bereit, einige Fragen zu beantworten.

**Rektor Töndury:** Sehr gerne sogar, wenn die Fragen nicht unbeantwortbar sind. Am persönlichen Kontakt mit den Studenten ist mir vor allem gelegen. Ich stehe in Verbindung mit dem KSTR, und auch mit dem Vorstand der FSZ habe ich einmal anregend diskutieren können. Mein Rektoratsszimmer steht jedermann offen; das wissen meine Medizinstudenten, aber auch alle anderen sollen es wissen, mit denen ich bisher nicht persönlich in Berührung gekommen bin. In diesem Sinne komme ich im zürcher student gerne zu Wort.

Was die Sachfragen betrifft, möchte ich die Dringlichkeit der Förderung der Ausbaupläne der Universität ganz besonders betonen.

**zürcher student:** Wenn ich gerade hier anknüpfen darf: Die Arbeit am Strickhofprojekt hat sich bis heute nichts als verzögert. Während noch vor kurzer Zeit von der Bezugsbereitschaft der ersten Gebäude bis 1972 oder 73 die Rede war, spricht heute jedermann von Jahren nach 1980.

**Rektor:** In der Tat ist man beträchtlich im Rückstand. Nächstes Jahr wird, so hoffe ich, die Volksabstimmung über die notwendige Verlegung des jetzigen Strickhofes stattfinden können. Die Pläne von Architekt Ziegler werden jetzt im Detail ausgearbeitet. Zudem werden wir heute, dass in der ersten Etappe das chemische Institut und die vorklinischen Institute auf das Strickhofareal verlegt werden sollen.

**zürcher student:** Bis man aber so weit ist, muss man sich mit der jetzt herrschenden Raumnot auseinandersetzen und Lösungen finden. Bei Ablauf Ihrer Amtszeit wird man um die 10 000 Studenten unterzubringen haben.

**Rektor:** Bis dahin ist gesorgt. Wie mir unser Betriebsingenieur, Herr B. Hornung, mitteilte, kann bei geschickter Ausnutzung der Räume noch einiges erreicht werden. Auch wird man in Zukunft dem Beispiel der Medizinischen Fakultät folgen müssen und praktische Kurse, eventuell sogar Vorlesungen doppelt oder dreifach führen. Auch wird dem Gruppenunterricht immer stärkere Aufmerksamkeit geschenkt werden müssen.

**zürcher student:** Mehr noch als diese Fragen beschäftigen uns Studenten jedoch andere Fragen: dieselben zum Teil, für deren Lösung die Studenten in unseren Nachbarländern auf die Barrikaden steigen. So erheben auch wir einen Anspruch auf Mitbestimmung auf allen Stufen der Universitätsverwaltung.

**Rektor:** Dieser Anspruch scheint mir durchaus legitim zu sein. Der Student hat das Recht, als das Genommen zu werden, was er auch ist, nämlich als Erwachsener, und als solcher möchte er mitentscheiden. Zurzeit wird ein auf Antrag des Regierungsrates von der Erziehungsdirektion ausgearbeiteter Entwurf eines neuen kantonalen Universitätsgesetzes durchberaten. Wir haben somit die Möglichkeit, das Mitbestimmungsrecht der Studenten besser zu berücksichtigen und zu verankern, als dies in dem heute gültigen Gesetz der Fall ist. Ich bin überzeugt, dass der bereinigte Entwurf zur Vernehmlassung dem KSTR vorgelegt werden wird. Sie werden also Gelegenheit erhalten, dazu Stellung zu nehmen.

**zürcher student:** Wann wird dieses Gesetz in Kraft treten können?

**Rektor:** Ich möchte keinen zu frühen Zeitpunkt nennen, hoffe aber, dass es bis zur nächsten Senatsitzung, d.h. Ende Januar 1969 so weit sei. Nach Genehmigung durch den Senat wird es der Erziehungsdirektion zur Weiterbehandlung zugeleitet werden. - Mit meiner Zustimmung hat erstmals ein Vertreter des KSTR, Heinrich Hängler, am Dies academicus im Lichthof gesprochen. Seine Ansprache ist allgemein positiv beurteilt worden und hat einen sehr guten Eindruck hinterlassen.

**zürcher student:** Die Gliederung der Universität in die vier klassischen Fakultäten scheint uns weitgehend zu starr; haben Sie bereits an eine flexiblere Gliederung in mehrere Abteilungen gedacht?



**Rektor:** Ich weiss, dass das Problem besonders von Juristen und Staatsrechtlern immer wieder diskutiert wird. Auch in der sehr heterogenen Phil.-I-Fakultät ist eine Aufgliederung denkbar. Bei den Medizinern ist sie praktisch schon vollzogen. Es steht ja den Fakultäten soweit frei, ihre Verwaltung den komplexen modernen Verhältnissen entsprechend neu zu konzipieren. Das neue Universitätsgesetz mag auch hier Klärung bringen.

**zürcher student:** Bei den Phil.-Einern gehen Bestrebungen dahin, die grossen Hauptvorlesungen abzuschaffen zugunsten persönlicheren Gruppenunterrichts. Würden Sie sich dem widersetzen?

**Rektor:** Wie wertvoll die Magistralvorlesungen in der Phil.-I-Fakultät sind, weiss ich nicht. Bei uns könnten sie stundenmässig abgebaut, aber nicht ganz fallengelassen werden. Sie sind für den Studenten - ich erinnere mich an meine eigene Studienzeit - von grösster Bedeutung, wenn sie von erstangegangenen, erfahrenen Dozenten gehalten werden. Der Gruppenunterricht ist natürlich ebenso notwendig und wird deshalb bei uns Medizinern auch entsprechend gepflegt.

**zürcher student:** Wir wären nicht abgeneigt, im zürcher student namentlich im kollektiv gezeichnete «Vorlesungsrezensionen» über ausgewählte Lehrveranstaltungen zu publizieren, ein Unternehmen, das wohl in Dozentenkreisen auf einigen Widerstand stossen dürfte.

**Rektor:** Diese Frage ist noch nie an mich herangetreten. Persönlich hätte ich nichts gegen solche Rezensionen einzuwenden!

**zürcher student:** Auch bei uns in der Schweiz gäbe es, ebenso wie im Ausland, Gründe genug zu Revolten und Protesten. Fürchten Sie sich vor Ausschreitungen bei uns?

**Rektor:** Nein. Man muss den Studenten ernst nehmen und den Kontakt mit ihm suchen, um ein gesundes Klima für die so notwendige Zusammenarbeit zu schaffen. Dringende notwendige Reformen müssen in Zusammenarbeit mit den Studenten an die Hand genommen werden. Dass Misstrauen allerdings, das muss leider gesagt werden, wächst infolge der stark wachsenden Studentenzahl bei fast konstant bleibender Dozentzahl sehr leicht.

**zürcher student:** Ist nicht die Anstellung neuer Lehrkräfte schon seit langem eine vordringliche Aufgabe?

**Rektor:** Eine vordringliche, aber fast unlösbare! Unser kleines Land ist in dieser Beziehung sehr rasch erschöpft. Zudem ist die Konkurrenz mit der Industrie sehr gross. Häufig handelt es sich um ein finanzielles Problem. Das

Besoldungssystem in einer staatlichen Anstalt ist weniger flexibel als in der Privatindustrie.

**zürcher student:** Eine letzte Frage betrifft Ihre eigene Stellung: Schon seit längerer Zeit wird die Frage aufgeworfen, ob nicht ein «vollamtlicher» Dauerrektor den vielfältigen Aufgaben in der Uni besser gewachsen wäre als der jetzige, zwei Jahre amtierende, nicht wiederwählbare Rektor. Was halten Sie davon?

**Rektor:** Ich war dagegen. Ich war es. Ich wollte die aufeinanderfolgende Vertretung der Fakultäten im Rektorat nicht gestört sehen. Heute weiss ich aber, dass der neue Rektor, auch wenn er Gelegenheit hatte, als Rektor designatus in die Geschäfte eingeführt zu werden, sein Amt unvorbereitet antritt.

Der Wahlmodus für einen hauptamtlichen Rektor ist zur Zeit noch unklar. Wahrscheinlich wird er vom Senat auf 6 Jahre gewählt bei zulässiger Wiederwahl. Die Wahl muss vom Regierungsrat bestätigt werden.

**zürcher student:** Herr Rektor, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

## Zürich erwacht

Hochschulreform, Studienreform - diese Forderung wird, was auch immer genau darunter zu verstehen ist, gegenwärtig an vielen Universitäten Europas erhoben. In immer kürzeren Abständen werden seit einiger Zeit Reformvorschläge zur Diskussion gestellt, je eiliger, je brisanter die politische Situation ist.

Die Schweizer Universitäten sind vor dem offenen Aufstand der Studenten bislang verschont geblieben. Ein Fehlschluss wäre es aber, daraus zu folgern, dass unsere Hochschulen makellose, zeitgemässe Gebilde darstellen. Auch in Zürich hat im vergangenen Wintersemester die Unruhe unter den Studenten merklich zugenommen. Sie hatte sich an der Frage des obligatorischen Lizentiats an der Philosophischen Fakultät I entzündet. An diesem kritischen Punkt der Entwicklung entschied sich der Fakultätsausschuss zum Versuch, die manifest gewordenen Elemente der Kritik und der Spannung produktiv zu gestalten. Er hat dem Dekan vorgeschlagen, eine gemeinsame Kommission von Dozenten, Assistenten und Studenten zu bilden, die sich mit der Frage der Studienreform auseinandersetzen habe. Im Schreiben an den Dekan hiess es unter anderem:

»Diese Kommission hätte im wesentlichen die Aufgabe, bereits bestehende

Reformvorschläge zu sichten und zu prüfen und deren Anwendung auf das Studium der Philosophischen Fakultät I zu diskutieren. Da gewisse Reformmassnahmen im Hinblick auf die Freizügigkeit unter den schweizerischen Hochschulen koordiniert durchgeführt werden sollten, dürfte die Kommission allerdings nicht allein in den spezifischen Verhältnissen und Problemen der eigenen Hochschule befangen bleiben... Der Fakultätsausschuss war der Ansicht, dass ohne die Mitarbeit aller Beteiligten, also auch der Dozenten, kein konstruktiver Beitrag zur Frage der Studienreform gewährleistet wäre.«

Der neue Dekan Prof. K. Huber hat diese Einladung sogleich positiv beantwortet und seinerseits sein Interesse an praktischen Reformmassnahmen mit der Zusammenstellung eines Fragebogens zuhanden der Studentenschaft bekundet. Die neue, paritätisch zusammengesetzte Kommission wird sich deshalb in den nächsten Tagen bereits konstituieren können. Diese prompte Bereitschaft zur Kooperation bedeutet einen wichtigen ersten Schritt zur Lösung der hängigen Probleme und zeigt ausserdem, dass die Zürcher Professoren ebenso wie ihre Studenten gewillt sind, aus den ausländischen Entwicklungen zu lernen: miteinander zu reden nämlich, bevor es zu spät ist. HI.

## Was Soziologen von J. A. halten

Letztthin erschien in der TAT ein Artikel, unterzeichnet von J. A. mit dem Titel »Was ein Student von der FSZ hält«. Darin wird gegen die FSZ polemisiert und festgestellt, dass unter den Mitgliedern der FSZ besonders Soziologie-Studenten zu finden seien.

Wir haben volles Verständnis dafür, wenn einer sich mit den Zielen der FSZ nicht solidarisch erklären will und seinem Unmut über diese Gruppe in einem Artikel freien Lauf lässt. Wenn aber in dieser Stellungnahme durch Verbreitung falscher und unsachlicher Angaben perfide Angriffe gegen die Soziologen gestartet werden, so sehen wir uns doch gezwungen, uns mit dem erwähnten Artikel etwas näher auseinanderzusetzen.

Wenn Herr Aebi, seines Zeichens Präsident der Turnerschaft Utonia, glaubt, dass die FSZ mit allen Mitteln der Bevölkerung vorzugaukeln sucht, sie repräsentiere die ganze Studentenschaft, so tut er in seinem Artikel noch nichts anderes, als seinen Lesern ebenso vorzugaukeln, die wenigen Soziologen in der FSZ repräsentierten die Gesamt-Soziologenschaft. Ein Grund dafür, so meint Herr Aebi, sei darin zu sehen, dass die Soziologen für ihre Studien offenbar zu wenig Zeit verwenden müssen...

Es macht ganz den Anschein, als suchte Herr Aebi ein schwarzes Schaf, das verantwortlich sein könnte für die nicht in sein »Couleur-Konzept« passende FSZ; er findet es denn auch - wie erstaunlich - in der Gruppe der Soziologen.

Und wenn sich Herr Aebi in seiner schärfsten Analyse weiter ereifern

muss, dass es bedauerlich ist, dass neben diese Studenten, die immerwährend Ansprüche stellen, ohne positive Leistungen zu erbringen, in der Regel als soziale Elemente bezeichnet werden müssen - auch wenn sie Soziologie studieren - dann horchen wir auf, weil wir den Zusammenhang zwischen sozialen Elementen und Studenten der Soziologie noch gar nicht gekannt hatten...

Es ist natürlich ebenso einfach wie naiv über die Soziologen herzufallen, wenn man wenig Ahnung hat von Soziologie, geschweige denn von der Art wie diese in Zürich gelehrt und studiert wird. Darum können wir über die rühmlichen Worte des Herrn Aebi gar nicht so richtig erobert sein, wir können ihm nur einladen unsere Vorlesungen, unsere Seminare und unseren Institutsbetrieb zu verfolgen, damit er sich ein Bild von dem machen kann, was Soziologie in ihrem Studium tun.

Ja, Herr Aebi, für so unkritisch hätten wir Sie doch nicht gehalten! Dass dazu die TAT Ihren Leserbrief ohne spezielle Anmerkung gleichsam als redaktionellen Beitrag auf der Lokalseite abdruckt, wirkt für alle daran Beteiligten doppelt peinlich: Für Sie, weil man Sie für einen verkappten Redaktor halten könnte, der es nicht wagt, seine »Elucubrations« mit vollem Namen zu unterzeichnen, für die TAT, die es nicht für nötig hält, Leserbriefe in eine separate Rubrik aufzunehmen und für uns Soziologen, deren Bild in der Öffentlichkeit systematisch verfälscht wird.

Jean-Pierre Hoby

## Brief an den Rektor

Herrn Prof. G. Töndury Anatomisches Institut der Universität Gloriastr. 19 8006 Zürich

Betr. Stellungnahme der Universität zur Totalrevision der Bundesverfassung

Sehr geehrter Herr Rektor, ich muss gestehen, dass ich die gestrige Sitzung im Anatomischen Institut unbefriedigt verlassen habe und ich habe den Eindruck, dass es vielen Studenten ebenso ergangen ist. Das Arbeitsverfahren, wie es vorgesehen ist, wird nicht zu einer Stellungnahme der Universität zu den grundsätzlichen Fragen der Totalrevision der Bundesverfassung führen, sondern zu Stellungnahmen einzelner Gruppen von Universitätsangehörigen zu einigen Partialfragen, die einzelnen Professoren besonders am Herzen liegen. Auch dies mag für diejenigen, die den Auftrag haben, Material für die Totalrevision zu beschaffen, wertvoll sein. Es scheint mir indessen, dass es als Stellungnahme der Universität, wie sie angefordert worden ist, doch nicht genügt. Wenn sich die Universität nicht nur als höhere Fachschule versteht, sondern als geistiges Zentrum, wo auch die grundlegenden Fragen von Staat und Gesellschaft unter grundsätzlichen Aspekten diskutiert

werden, kann sie sich nicht damit begnügen, in einer derart zentralen Frage wie der Totalrevision der Bundesverfassung, lediglich etwas Material zu gewissen Teilaspekten des Problems beizutragen, die Hauptfrage aber, weshalb der Zustand von Staat und Gesellschaft es heute nötig macht, eine Totalrevision ins Auge zu fassen und sich nicht mit ein paar Partialrevisionen zu begnügen, beiseite zu lassen.

Ich sehe die Schwierigkeiten einer allgemeinen Diskussion der Grundsatzfragen von Staat und Gesellschaft für Professoren und Studenten, die von den Teilfragen ihres Fachgebietes völlig gefangen werden. Andererseits darf aber nicht übersehen werden, dass vielfach gerade die Lebendigsten unter den Studenten ein berechtigtes Interesse an diesen Fragen haben und dass der Verzicht auf die Diskussion, der leider symptomatisch ist, wesentlich zu dem verbreiteten Unbehagen der Studenten beiträgt.

Eine besondere Schwierigkeit bei der Behandlung derartiger Fragen liegt wohl darin, dass an der Universität die mittlere Generation der 30- bis 50-Jährigen nur schwach vertreten ist oder aber sich in einer abhängigen Stellung befindet, die ihnen den Einsatz für solche Probleme stark erschwert. Es kann

nun aber nicht Sache der 50- bis 70-Jährigen sein, in Fragen wie derjenigen der künftigen Verfassung den Weg zu weisen. Den 20- bis 30-Jährigen anderserseits fehlt vielfach noch das materielle Rüstzeug, um solche Arbeiten zu konkreten Resultaten voranzutreiben. Eine wirkliche Zusammenarbeit der Generationen ist unerlässlich.

In der augenblicklichen Situation wird man sich darüber klar sein müssen, dass die Zeit zur Verfügung stehende Zeit zu kurz ist, um die Grundsatzfragen der Verfassung systematisch durchzudiskutieren und bis Ende des Jahres einen Bericht darüber abzulefern. Das sollte aber nicht hindern, dass unabhängig vom Termin, der uns gesetzt ist, die Universität die Diskussion dieser Fragen als eigenes Anliegen aufnimmt und in einer gemischten Gruppe diskutiert, zu der nach Bedarf auch Ausenstehende zum Referat bezogen werden können. Ich denke vor allem an die Diskussion der Menschenrechte sowie der Rechte und Freiheiten und der Wohlfahrt, die im jetzigen Artikel 2 der Bundesverfassung genannt sind. Eine solche Diskussionsgruppe könnte vielleicht zur Keimzelle einer neuen Universitas werden.

Ich bin gerne bereit, den Gedanken mit Ihnen, gegebenenfalls auch im Kreise der Dozenten und Studenten weiter zu diskutieren. Mit der Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung

Prof. Dr. med. D. Högger

# Vorlesung — ja oder nein?

Im folgenden drucken wir zwei Stellungnahmen von Dozenten der Uni Zürich zu Helmut Holzheys Artikel im letzten zs ab (»Ist die Vorlesung abzuschaffen?«). Das vielzitierte Gespräch zwischen Lehrenden und Lernenden könnte damit öffentlich und auch im zs begonnen haben. In der nächsten

Nummer nehmen zum selben Thema Prof. St. Sonderegger und Prof. Meier-Hayoz das Wort. Im übrigen wird es sich darum handeln, aus der Diskussion die notwendigen Schlüsse zu ziehen und die Vorlesung zu reformieren — ein Postulat, dessen Dringlichkeit nicht bestritten ist.

## o. Prof. Gerold Hilty (Phil. I):

Gerne erfülle ich den Wunsch der Redaktion des zs, mich zu dem Artikel von Helmut Holzhey zu äussern. Die Studenten haben ein Anrecht darauf, die Meinung von uns Dozenten auch zu kennen. Freilich ist hier gleich eine Einschränkung angebracht. Mein Beitrag hat rein persönlichen Charakter. Ich glaube allerdings, dass das, was ich über die Vorlesungen und Ausbildungskurse sage, mindestens für einen Teil der Philosophischen Fakultät I Gültigkeit hat.

Ich bekenne mich zur Notwendigkeit von richtig verstandenen Vorlesungen. Ohne Vorlesungen wären wir Dozenten im besten Fall noch Bücherreiber und Diskussionsleiter in Seminarien, im schlechtesten Fall nur noch Einpauker, Examinatoren und vor allem Mitglieder von zahlreichen Kommissionen und Gremien, welche sich mit den administrativen Belangen der Fachgruppe, der Fakultät und der Universität befassen. Das vermöchte die wenigsten von uns zu befriedigen. Wir brauchen die Vorlesung als Möglichkeit der Selbstverwirklichung. Freilich gilt dies nur, wenn die Vorlesung richtig verstanden wird. Helmut Holzhey macht eine *festgefahrene Unterscheidung zwischen Vorlesungen und Kursen*. Ich würde im zweiten Fall noch deutlicher von Ausbildungskursen sprechen. Meine Aufmerksamkeit gilt vorerst nur der wirklichen Vorlesung. In ihr soll der Dozent persönliche Denkwesen und Arbeitsergebnisse vorlegen. Im Grunde genommen sollte jede Vorlesung direkter Ausdruck der Forschungstätigkeit des betreffenden Dozenten sein.

Erleichtern des Einstiegs durch den Dozenten selbst besteht in anderem: Einmal in der richtigen Verwendung von Hilfsmitteln (Wandtafel, Projektionsapparat), Vervielfältigungen, und dann vor allem in der richtigen Handhabung des eigentlichen Mittels zur Einbeziehung der Studenten in den Denkprozess des Dozenten, der *gesprochenen Rede*. Der Wunsch von Helmut Holzhey nach freiem mündlichem Vortrag (selbstverständlich anhand von Notizen) ist vollumfänglich berechtigt. Es sei schliesslich hinzugefügt, dass das Vertrauensverhältnis zwischen Vortragendem und Hörern unbedingt so sein muss, dass jeder Hörer es wagt, nach der Vorlesung dem Dozenten Verständnis- und Informationsfragen zu stellen.

Zur Vertiefung und Verarbeitung des Gehörten sollten auch *Diskussionen* unter Leitung des Dozenten selbst stattfinden können. In meinen Augen besteht die beste Lösung allerdings nicht darin, dass neben einer Vorlesung im gleichen Semester eine Diskussionsstunde durchgeführt wird. Ernsthaft wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einer Vorlesung kann doch nicht gleichzeitig lektionweise erfolgen, sondern setzt den Ueberblick über den Problemkreis und damit den Abschluss der Vorlesung voraus. Aus diesem Grund werde ich zum Beispiel im Wintersemester 1968/69 eine Diskussionsstunde zu einer zweistündigen Vorlesung dieses Sommersemesters durchführen. Da mögen sich freilich gewisse Probleme stellen, wenn sich mehr Studenten für diese Diskussionsstunde einschreiben, als an einer lebendigen Diskussion teilnehmen können. Doch solche Probleme sind nicht unlösbar. Ich habe schon mit verhältnismässig gutem Erfolg eine Lehrveranstaltung so durchgeführt, dass ein aktiver Kern von Mitarbeitern mit mir diskutiert hat, während rund hundert weitere Studenten als Zuhörer diese Diskussionen verfolgten. Ich glaube, dass sich dabei auch etwas gelernt haben, wenn auch natürlich weniger als die Mitarbeiter.

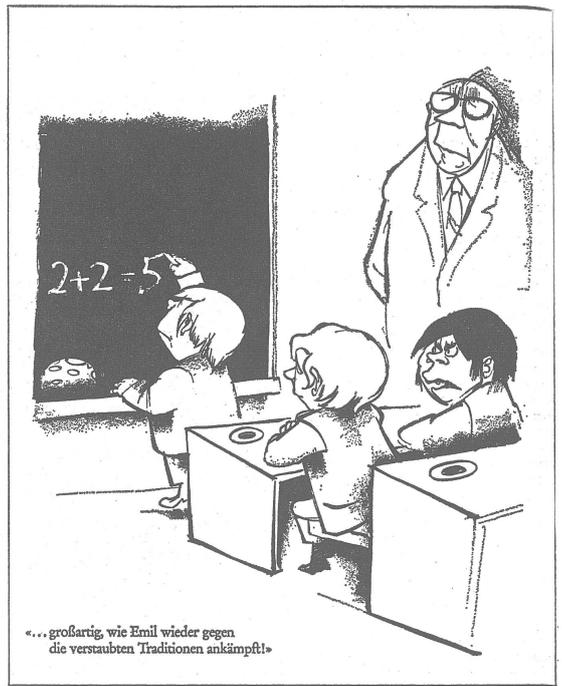
★  
Aus meiner Auffassung der Vorlesung ergeben sich noch zwei Folgerungen:

Es kann einem Dozenten nicht zugemutet werden, in einem Semester mehr als eine Vorlesung zu halten. Aber wozu auch? Die Studenten können ja auch nicht mehr als eine Vorlesung pro Dozenten verarbeiten.

Und das andere: *Vervielfältigte Nachschriften* sind mit wirklichen Vorlesungen unvereinbar. Sie setzen ja ohnehin voraus, dass eine Vorlesung wiederholt gehalten wird, und schon dies widerspricht dem Wesen der wirklichen Vorlesung. Ich weiss auch nicht, wie es einem Vortragenden zumute sein muss, dessen Zuhörer das Gerippe seines Vortragstextes bereits in Händen haben. Ich wenigstens würde mich bedanken, unter diesen Umständen noch Vorlesungen zu halten.

★  
Das Verlangen nach Skripten kann sich sinnvollerweise gerade nicht auf die

Vorlesungen beziehen, sondern nur auf die *Ausbildungskurse*. Hier ist es auch berechtigt. Nur könnte man in diesen Kursen noch konsequenter sein und ihnen gedruckte Handbücher zugrunde legen, sofern für das betreffende Stoffgebiet geeignete vorhanden sind. Ist das nicht der Fall, ist es angebracht, dass unter der Kontrolle des Dozenten Skripten hergestellt werden. Doch das braucht viel Zeit. Ich habe zum Beispiel im Rahmen der Sekundarlehrerbildung einen viersemestrigen Zyklus von Kursen über Probleme der modernfranzösischen Sprache zu halten. Nachdem ich nun die vier Kurse je viermal gehalten und ständig ausgefüllt habe, wäre ich bereit, sie schriftlich fixieren und vervielfältigen zu lassen. Ob sich das machen lässt, hängt von der Hilfe ab, die ich dabei von den Studenten erhalte. Wenn aber einmal einem Kurs ein bestehendes Handbuch zugrunde legen kann, so ist es sinnlos, den Stoff auch noch mündlich vorzutragen. Ich könnte die Durchführung von solchen Kursen dann nur noch so sehen, dass der Dozent gewisse Erläuterungen und Ergänzungen zu dem schriftlich vorliegenden Text gibt und diesen abschnittsweise mit den Hörern bespricht, nachdem diese sich durch die Lektüre des betreffenden Abschnittes auf eine solche Diskussion vorbereitet und ihre Fragen bereitgestellt haben. Die Einreichung der Fragen muss bei einer grossen Zuhörerzahl schriftlich geschehen. Im übrigen sind, da es sich nicht um wissenschaftliche Auseinandersetzungen handelt, der Durchführung solcher Besprechungen zahlenmässig viel weniger enge Grenzen gesetzt als Seminardiskussionen. Es ist



Wieder einmal eine »Nebelspalter«-Zeichnung

letztlich die Akustik der Hörsäle, welche die Grenze zieht. Ich kann mir solche Besprechungen ohne weiteres in Hörsälen vorstellen, die 200 Personen fassen.

★  
Ausbildungskurse haben ihren Platz nicht nur im Rahmen der erwähnten Sekundarlehrerbildung, Einführungen und Routinevorlesungen verschie-

den Studenten. Er muss sich das, was ihm bisher vorgekauft worden ist, nun selber erarbeiten. Erst dann bekommen Kolloquien und Repetitorien ihren Sinn. Dass so viele Kompendienvorlesungen gehalten werden, hängt nun aber zum schönen Teil mit den schlechten Erfahrungen der Dozenten gerade in dieser Hinsicht zusammen. Repetitorien gehen am Anfang des Semesters recht gut, erlahmen aber zusehends und werden vom Studenten sehr bald als Minikompendien missverstanden. Das aber können sie sich nicht leisten, und so kehrt der Dozent molens volens wieder zur Kompendienvorlesung zurück.

## Assist.-Prof. H. H. Schmid (Theol.):

Unter dem Titel »Ist die Vorlesung abzuschaffen?« hat Helmut Holzhey in der letzten Nummer des zürcher student öffentlich zur Debatte gestellt, was nicht nur Studenten, sondern auch Dozenten schon seit langem immer wieder beschäftigt. Die Frage nach der Zweckmässigkeit der akademischen Vorlesung berührt zwar äusserlich nur ein Randproblem der Universitätsreform, ihre Beantwortung impliziert aber eine Reihe grundsätzlicher Entscheidungen darüber, was an einer Universität geschieht bzw. geschehen soll. Es ist darum der Mühe wert, das angefangene Gespräch fortzuführen. Den ausgewogenen und sorgfältigen Ueberlegungen Holzheys kann ich nur zustimmen, mit ihm bin ich der Meinung, dass die Vorlesung reformwürdig ist, möchte aber besonders auf zwei m. E. wesentliche Aspekte der Gesamtproblematik hinweisen! (Damit will keineswegs gesagt sein, dass nicht andere Aspekte ebenso wesentlich sind!)

### Vorlesung und Vorlesung

Es gibt Vorlesungen und Vorlesungen. Sie unterscheiden sich voneinander dadurch, dass die einen spannend und die andern langweilig sind. Bei den ersten versäumt einer nach Möglichkeit keine Stunde, bei den zweiten wird er den Eindruck nicht los, nicht viel verpasst zu haben, wenn er nicht da war. Die einen möchte man auf keinen Fall missen, auf die andern aber könnte man ohne weiteres verzichten. Worin liegt dieser Unterschied, zwischen dessen extremen Polen es sämtliche Zwischenstufen gibt, begründet? Nicht nur in der Art des Stoffes und nicht nur in der mehr oder weniger grossen Fähigkeit des Dozenten, diesen Stoff spannend darzubieten, sondern ebensosehr und nicht zuletzt darin, was überhaupt zum Stoff einer Vorlesung gemacht wird und welches Ziel mit ihr erreicht werden soll. Ich unterscheide im folgenden behelfsmässig zwischen Kompendien- und Forschungsvorlesung — wohl wissend, dass beides in Reinform nur gelegentlich vorkommt und dass die Grosszahl der Vorlesungen in dieser Hinsicht Mischformen sind.

### Die Kompendienvorlesung

Die Kompendienvorlesung vermittelt Wissen, das Material der Wissenschaft, das der Student kennenzulernen hat. Dieses Wissen, sei es nun gesichert, umstritten oder hypothetisch, basiert auf der Arbeit einer Grosszahl von Forschern und ist im Normalfall in Bü-

### Die Forschungsvorlesung

Die Forschungsvorlesung — der Begriff ist ungenau, nur fällt mir kein besserer ein — ist gleichsam das Tagebuch des Forschers. Ein Hochschuldozent soll ja nicht nur Lehrer, sondern mindestens ebensosehr Forscher sein. Ziel dieser Vorlesung ist nicht in erster Linie Weitergabe von Wissen, sondern beispielhafte Demonstration wissenschaftlichen Denkens und Vorgehens. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass der Student nicht recht weiss, was er sich eigentlich aufschreiben soll. Das liegt im Wesen der Sache: Es geht hier ja nicht um diesen oder jenen Stoff, sondern darum, dass einer sich auf den abenteuerlichen Weg des Denkens und Experimentierens einlässt. Sinn dieser Vorlesung für den Dozenten ist der Zwang zur Formulierung und Abänderung seiner Ergebnisse, ihr Medium wird das gesprochene Wort bleiben müssen. Im Normalfall sind die Resultate in diesem Stadium noch nicht druckreif. Diese Vorlesung dürfte aufs Ganze gesehen spannender sein als das Kompendium, auch wenn einzelne Stunden unergiebig sein müssen. Das gehört dazu, Wissenschaft braucht Geduld (die jedoch auch hier gelegentlich Rosen bringt).

### Konsequenzen

Die Abschaffung bzw. Ersetzung der Kompendienvorlesung hat nun allerdings Konsequenzen — die grössten für

den Studenten. Er muss sich das, was ihm bisher vorgekauft worden ist, nun selber erarbeiten. Erst dann bekommen Kolloquien und Repetitorien ihren Sinn. Dass so viele Kompendienvorlesungen gehalten werden, hängt nun aber zum schönen Teil mit den schlechten Erfahrungen der Dozenten gerade in dieser Hinsicht zusammen. Repetitorien gehen am Anfang des Semesters recht gut, erlahmen aber zusehends und werden vom Studenten sehr bald als Minikompendien missverstanden. Das aber können sie sich nicht leisten, und so kehrt der Dozent molens volens wieder zur Kompendienvorlesung zurück.

Eine Reform der Lehrmethoden der Universität ist dringend nötig. Die Studenten haben recht, wenn sie ihre fordernde Stimme erheben. Aber ihre Forderung richtet sich nicht nur an die Dozenten, sondern in genau gleichem, wenn nicht noch grösserem Masse an sie selber. Ein neuzeitlicher Lehrbetrieb, der dringend anzustreben ist, ist auch für sie ein einiges anspruchsvoller als der alte Tramp. Ob er erreicht wird, dürfte wahrscheinlich zu einem grösseren Masse von der Selbstucht und Arbeitswilligkeit der Studenten als von den Dozenten abhängen. Obwohl bei zahlreichen Studenten ein bedenklicher Trend dahin festzustellen ist, von der Universität in erster Linie Wissensvermittlung und Ausbildung und nicht Einübung wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens zu erwarten, wage ich auch hier auf eine Erneuerung zu hoffen. Da wirkliche Fortschritte nur aus dem Gespräch und der Uebereinstimmung von Studenten und Dozenten erwachsen können, schlage ich vor, dass einmal — vielleicht gelegentlich wiederholt — ein Seminar über Hochschuldidaktik veranstaltet werden sollte, unter Teilnahme von Dozenten, Assistenten und Studenten womöglich verschiedener Fachrichtungen. Ein solches Unternehmen ist umso dringender, als die Universität in didaktischen Fragen von einer fast gefährlichen Grosszügigkeit ist. Der Dozent hat alle Freiheiten — steht aber in all diesen Fragen allein. Wer als junger Wissenschaftler in den Lehrbetrieb der Universität eingeschaltet wird, hat sich seine didaktischen Methoden selber zusammenzuzimmern — an einer Anstalt, die Didaktik als wissenschaftliches Fach pflegt! Ein Dilettantismus, der kaum mehr zu erantworten ist.

Reform der Lehrmethoden? Ja! Doch gilt auch hier: Student und Dozent sitzen im gleichen Boot. Der Student kann nicht nur »ho-ruck« rufen, er muss auch rudern.

Hans Heinrich Schmid

Der Akademiker findet seine Fachliteratur auf den Gebieten

- ▶ Medizin
- ▶ Jurisprudenz
- ▶ Nationalökonomie
- ▶ Architektur

in guter Auswahl bei

Hans Raunhardt

INH. GERHARD HEINIMANN & Co.  
Buchhandlung und Antiquariat  
Gegründet 1890  
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

# St. Gallen: Grosse Studentenruhen an der Oberfläche

Von Reinhard Meier

Es herrscht Protest unter Europas Jugend. Wellen des Unmuts branden gegen die Säulen einer Gesellschaft, die sich – unbelastet von falscher Bescheidenheit – als die freie Gesellschaft schlechthin und darum als die im Grunde einzig mögliche deklariert. Dass diese Säulen so unverrückbar und fraglos nicht in ihren Fundamenten ruhen, das dürfte, im Lichte der jüngsten Ereignisse in Deutschland und Frankreich, auch dem naivsten Konformisten klargeworden sein.

Wo aber Bestehendes verändert und Festgefahrenes ins Rollen gebracht werden soll (es rollt zum Teil schon): immer sind Studenten (oder doch »verschwindend kleine Minderheiten« unter ihnen) die Träger und Initiatoren solcher Bewegungen. Der Begriff der »Student Power« hat recht sichtbarlichen Inhalt bekommen.

Mutter Helvetia ist durch diese Vorgänge bis anhin in ihrer ruhigen Bedächtigkeit kaum behelligt worden. Ob dieser kompromissliche Friede auch in Zukunft so festgefügt und unangestastet bleiben wird, wie das bisher der Fall war, darauf besteht keine Garantie. Denn: auch bei uns regt sich schon der antiautoritäre Bazillus. Wer Ohren hat zu hören, der verkennt nicht das latente Misstrauen gegen das System der Konkordanzler, das sich da und dort an schweizerischen Universitäten bemerkbar macht. Die intellektuellen Aufmucker, die den Bürger in Trab versetzen wollen (und zwar einen ziemlich rasanten), sind schon da: in Freiburg organisierten die Kommilitonen, erhöhter Studiengebühren wegen, ein allgemeines Sit-in; in Genf wurde eine militärische Ausstellung zum Anlass genommen, um demonstrierend seine Antipathien gegen die vaterländischste aller Institutionen, die Schweizer Armee, kundzutun. Die Berner Studententeilung veröffentlicht einen scharfmacherischen, an radikalen Vorbildern inspirierten Pro-Dutschke-Artikel, der die NZZ zu einem besorgten Kommentator anregt. In Zürich ger strömen über tausend Studenten zusammen und erzwingen den Zutritt zu dem für den Dies academicus fahnenreich geschmückten Lichthof: alles nur, um sich die revolutionären Parolen umsturzgesinnter SDS-Sprecher anzuhören. Zudem macht sich an der Limmatstadt seit Jahren eine stark progressiv orientierte Studentengruppe sehr aktiv bemerkbar, und selbst das offizielle Studentenorgan der beiden Zürcher Hochschulen, der »zürcher student«, ist – laut St.-Galler Tagblatt – ziemlich links eingefärbt, »die einzige nonkonformistische und demzufolge recht angriffig und respektlos gegenüber der Norm der Normierten«.

Das alles sind, im Vergleich mit andern Ländern, harmlos anmutende Zeichen studentischer Unruhe, aber es sind Regungen, die vielleicht nur den

schüchternen Anfang bedeuten. In der Meinungspresse jedenfalls scheint man, wie besorgte und teilweise sehr einsichtsvolle Kommentare zeigen, solche Anzeichen durchaus ernst zu nehmen.

★

In St. Gallen, an der Hochschule der Wirtschaftswissenschaftler und zukünftigen Industriekapitäne, scheint man solche unruhigstiftenden Tendenzen nicht zu kennen. Zu diesem Schluss jedenfalls muss man gelangen, wenn man sich die Ausführungen der dortigen Studentenvertreter anhört, die anlässlich des kürzlich stattgefundenen St.-Galler Hochschultages zu einer Presseorientierung gehalten hatten. An dieser als »Sit-in« etikettierten Veranstaltung sollte der Öffentlichkeit die Stellungnahme der St.-Galler Studentenschaft zu aktuellen Hochschul- und Studentenfragen kundgetan werden.

An der HSG gebe es keine »fsz-Tendenzen«, beteuerte Konrad Matter, Präsident der Studentenschaft, im Brustton der Ueberzeugung. Ein ausgezeichneter Dialog bestehe zwischen Studenten und Professoren. Dieses fruchtbare Gespräch müsse die Grundlage bilden, um alle bestehenden, ebenso wie die sich in Zukunft stellenden Probleme zu lösen. Eben weil der Dialog zwischen den Studierenden und ihren Lehrern heute schon Tatsache sei, beanspruchten die St.-Galler kein institutionalisiertes Mitspracherecht (Kogestion).

Das ist, mit Verlaub gesagt, recht naiv. Wer garantiert denn den Studenten, dass die erspriesliche Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen auch in Zukunft gewährleistet sein wird? Wie können die studentischen Anliegen ohne rechtlich verankertes Mitspracherecht vertreten werden, wenn auf der Gegenseite eines schönen Tages keine Bereitschaft mehr zur Diskussion und zum Gespräch besteht?

Gerade in bezug auf dieses Verständnis für die Probleme der Studenten aber scheint einige Skepsis am Platz zu sein, wenn man sich einige Kernsätze aus der zum Hochschultag gehaltenen Festrede des Rektors der St.-Galler Hochschule, Prof. Kneischtaurek, zu Gemüte führt: Es heisst da unter anderem: »Wenn unsere Hochschule bisher von der Welle gewaltsamer Auflehnung und studentischer Unruhe verschont geblieben ist und gleichsam eine Case friedlichen Zusammenlebens zwischen Dozenten- und Studentenschaft darstellt, so nicht zuletzt, weil unsere Studenten ihre überschüssige Traftkraft und Energie nicht auf dem Demonstrationsweg in einer rein destruktiven Opposition vergeuden, die auf importierten, auf unsere Verhältnisse gar nicht übertragbaren ideologischen Schlagworten beruhen...«

Es spricht in der Tat nicht allzusehr für die echte Verständnissbereitschaft eines Rektors, der hinter den gegenwärtigen

Studentenunruhen, wie sie sich vor allem in Frankreich und der Bundesrepublik abspielen, nichts anderes sehen kann, als »rein destruktive Opposition« und »ideologische Schlagworte«.

Oder können – wie das ein Hochschüler »ganz unter uns« andeutete – Dialog und Zusammenarbeit in St. Gallen nur so weit fruchtbar sein, als die studentischen Forderungen mit den Konzeptionen und Ansichten der Dozenten nicht allzusehr kollidieren? In St. Gallen, wurde von dem Gewährs-

mann weiter angetönt, gebe es nämlich eine sehr realistische Erklärung für das Nichtvorhandensein unbequemer Forderungen und »fsz-Tendenzen«: Die HSG sei eben eine, im Vergleich zur Massenuniversität Zürich etwa, relativ kleine Institution; die Dozenten kennen die einzelnen Studenten bald einmal persönlich, und dementsprechend sei das Risiko, das man auf sich nehme, wenn man sich gegenüber dem »Hochschul-establishment« exponiere, nicht unbedeutend. Schliesslich müsse man im Examen den Professoren wieder gegen-

übertreten, die einen dann gewiss nicht vergessen haben...

Dass es potentielle Aufmucker auch an der St.-Galler Hochschule gibt und die Otschweizer Wirtschaftswissenschaftler nicht ganz so brav und musterschülerhaft gesinnt sind, wie das der Rektor und die offiziellen Studentenvertreter glauben (oder glauben machen möchten), zeigt eine kürzlich durchgeführte Umfrage unter den Hochschülern: 14 Prozent der befragten Studenten befürworteten nämlich die »Art und Weise des Vorgehens jener Studenten, die in letzter Zeit Schlagzeilen gemacht haben«, und gar rund 50 Prozent finden den »Weg der Demonstration ein taugliches Mittel, um der Unzufriedenheit über bestehende Verhältnisse« Ausdruck zu geben.

## BV: Wie bekommt man die Verbände in den Griff?

Zu einem Aufsatz von Th. Boveri / Von Peter Schäppi

Im Zentrum der Diskussion über die Totalrevision der schweizerischen Bundesverfassung steht neben dem Föderalismus in erster Linie die Organisation der Bundesbehörden. Letzterem Problemkreis wendet sich Theodor Boveri in einem kürzlich erschienenen Aufsatz zu.\* Hauptziel seiner Reformvorschläge ist die »Herabsetzung des Einflusses der diversen Interessengruppen, wie sie in Form von politischen Parteien, Verbänden und Gewerkschaften zur Beeinflussung unserer politischen Entscheidungen sich organisiert haben«. Der Herabsetzung dieses Einflusses dient vor allem die »drastische Reduktion der Mitgliederzahl... des Bundesrates und des Nationalrates«. In engem Zusammenhang damit soll auch das Wahlverfahren für die Exekutive umgestaltet werden. In einem einzigen Wahlkreis, der die ganze Schweiz umfasst, wären die drei Bundesräte sowie die 44 Nationalräte nach dem Majorzwahlverfahren auf eine Amtsdauer von zehn Jahren zu wählen, wobei im Nationalrat alle fünf Jahre 22 Sitze neu zu besetzen wären; Wiederwahl wäre ausgeschlossen.

Der Verfasser stellt in seinem Aufsatz noch eine ganze Reihe von weiteren, teils recht unkonventionellen Ideen zur Diskussion, so die Einführung des obligatorischen Gesetzesreferendums im Bund und Kantonen nach der Devise gerichtshöflichkeit des Bundesgerichts, die Neuverteilung der Finanzhoheit von Bund und Kantonen nach der Devise »Direkte Steuern den Kantonen, indirekte dem Bund« usw. Wir können an dieser Stelle nicht im einzelnen auf die verschiedenen Forderungen eingehen; was wir aber näher untersuchen wollen, ist der Vorschlag, Bundesrat und Nationalrat drastisch zu verkleinern.

Die Idee, die Theodor Boveri entwickelt hat, besticht zunächst durch die Unbekümmertheit, mit der der Verfasser alte Tabus der schweizerischen Innenpolitik zur Seite schiebt. Wir sind weit davon entfernt, ihn deswegen kritisieren zu wollen, im Gegenteil: nur in diesem Geiste kann man sinnvoll an die grosse Aufgabe, die mit der Totalrevision der Bundesverfassung gestellt ist, heranzutreten. Dennoch scheint uns Boveris Reformvorschlag wenig praktikabel zu sein, ist er doch kaum geeignet, das gesteckte Ziel – Reduktion des Einflusses der Interessengruppen – zu erreichen. Wir wollen versuchen, dies sowohl für den Bundesrat wie für den Nationalrat nachzuweisen.

Die heute geltenden Kriterien für die Wahl eines Bundesrates wie auch die Arbeitsweise der Landesregierung sind unbefriedigend. Die Umgestaltung dieser Behörde ist daher zweifellos dringend notwendig; wir brauchen eine leistungsfähige Regierung anstelle der durchproportionalisierten Verwaltungsspitze. Bringt uns die Majorzvolkswahl von drei Bundesräten diese Regierung? Wichtigste Voraussetzungen für das Funktionieren der Regierung sind ihre Homogenität einerseits und ein starker Rückhalt im Parlament andererseits. Beides wäre durch die Zufälligkeit, mit der die drei Landesväter bestimmt werden, entscheidend in Frage gestellt. Ueberdies hätte nur derjenige eine Chance, gewählt zu werden, hinter dem sehr einflussreiche Kreise mit den nötigen Finanzen für einen Propagandafeldzug stehen. Das Resultat wäre eine erhebliche Vermehrung des Einflusses der finanzstarken Verbände, also das Gegenteil dessen, was ursprünglich erreicht werden sollte.

Aehnliche Ueberlegungen gelten auch für den Nationalrat. Heute gibt es in der Volkskammer zu viele Interessenvertreter. Ihren Einfluss einzudämmen, ist ein wichtiges Anliegen. Aber man stelle sich einmal vor: Majorzwahl von

22 Nationalräten in der ganzen Schweiz – da braucht es einen ungeheuren Propagandaaufwand, um gewählt zu werden. Der traurige Ausgang der Zürcher Ständeratswahlen im Herbst 1967 sollte uns mahnendes Beispiel dafür bleiben, wie ein ausgezeichnete Kandidat von einer finanzstarken Propagandamaschine buchstäblich niedergewalzt werden kann. Wer aber verfügt über die nötigen Finanzen? Nur die Interessengruppen! Denkbare wäre allerdings auch eine vollkommen entgegengesetzte Wirkung: Eine Verständigung unter den einflussreichsten Interessengruppen über die Aufstellung der 22 Kandidaten, so dass es gar nicht mehr zu einer echten Auswahl, sondern nur noch zur Bestätigung der Vorgesprochenen durch das Volk käme.

Boveris Vorschlag geht einen falschen Weg, sein Anliegen aber verdient grösste Beachtung: Wie kann man die Verbände im Spiel der politischen Kräfte auf den ihnen gebührenden

### Impressionen vor Zürcher Urnen

uril. – Am letzten Abstimmungsontag wurden vor zehn Stimmlokalen innerhalb der Stadt Zürich Unterschriften für unsere »Volksinitiative für die Aufhebung der Filmzensur« gesammelt.

Um dem Stimmbürger unser Anliegen klarzumachen, argumentierten wir folgendermassen: Die Filmzensur, ein kleines Gremium von 15 Beamten, von denen die Mehrheit den künstlerischen Wert eines Filmes kaum einschätzen kann, habe über Zulassung der Filme im Kanton Zürich zu entscheiden; dadurch werde der Kinogänger gewissermassen bevormundet. Es gehe also um die Erhaltung der Demokratie beziehungsweise der Filmfreiheit (in Analogie zur Pressefreiheit). – Mit dem Argument, der Jugenschutz werde im Gesetz verankert bleiben, waren viele Unterschriften zu gewinnen. Es leuchtete dem Stimmbürger ein, dass es sich nicht um einen Antrag einer Splittergruppe handeln könne, sondern um eine wohlüberdachte Initiative. Selbstverständlich musste oft während mehrerer für uns kostbarer Minuten verhandelt und argumentiert werden. Die wohl

kompakteste Fassung unserer Argumente brachte ein angeheurer Biochemiker zustande: »Es geht es nicht um blutti Aersch, es geht um d'Demokratie.« Die meisten Gegenargumente, die fielen, waren affektgeladener Natur. So z. B. das Argument: »Ich unterschreibe nicht, ich will die Studenten ärgern« oder ähnliche, mit einem vergleichenden Blick nach Paris oder Berlin: »Fangt er jetzt auf scho a; dünggschider studiere.« Das beste Argument, für das beim besten Willen keine Antwort zu finden war, war: »Kann nicht schreiben.« Erfreulich oft aber waren die Leute schon durch die Presse, die durchwegs positiv auf unsere Initiative reagierte, informiert worden. Diese unterschrieben spontan. Es kam sogar vor, dass Leute Schlange standen, um ihre Unterschrift zu geben. Im allgemeinen unterschrieben die ganz Jungen (20-30-Jahre) und die Älteren (über 50 Jahre) am ehesten. – Oft konnte man beobachten, dass Männer von ihren Frauen, die für die kirchlichen Abstimmungen ja stimmberechtigt sind, überredet wurden, zu unterschreiben.

Im Durchschnitt aller Stadtquartiere stiessen wir bei 60-70% aller Angesprochenen auf positives Echo, d. h. man unterschrieb.

**Der »zürcher student« ist in einem guten Sinn wohl die einzige »nonkonformistische« Zeitung unseres Landes überhaupt. Sagt das St.-Galler Tagblatt.**

(Weil wir dem nichts hinzufügen haben, fügen wir auch nichts hinzu. Ausser natürlich den Coupon rechts. Denn um den geht es ja.)

Ich will den nonkonformistischen »zürcher student« abonnieren. Für sechs Franken ein volles Jahr lang.

Name \_\_\_\_\_

Vorname \_\_\_\_\_

Strasse, Nr. \_\_\_\_\_

PLZ, Ort \_\_\_\_\_

Einsenden an: »zürcher student«, Universitätstrasse 18, 8006 Zürich



St. Gallen: Gleichsam eine friedliche Oase...

\* Dr. Ing. h. c. Theodor Boveri, Gedanken zu einer Totalrevision unserer Bundesverfassung, »Schweizer Monatshefte«, November 1967.

Unser Spezialgebiet ist

# Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der  
**Schiffplände 24** und an der **Badenerstrasse 69**  
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich



## Kühl für heisse Tage

Dieses Crochet-Pullishirt ist immer angenehm kühl. Weil das leichte, poröse Gewebe atmet. Genau das richtige für Ihre Ferien- und Sonnen-Weekends!

**Garantie:** dieses Crimplene-Pullishirt geht keinen Millimeter ein oder auseinander. Weil es aus 100 % Crimplene Schappe Quality hergestellt ist.

Erhältlich in 6 Grundfarben mit Kontrastborde, Grössen «klein» bis «extragross» 123272

nur 29.80

# wollen keller

Zürich 1: Strehlgasse 4, Telefon 23 43 34, und  
Bahnhofstrasse 82, Telefon 25 36 48  
Oerlikon: Schaffhauserstrasse 331, Telefon 48 55 50

«Coca-Cola» und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

...au eis...

Klar - auch eis! Ein köstlich  
kühles «Coca-Cola» natürlich!  
Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser!  
Und «Coca-Cola» - ja, das erfrischt richtig!



Für die Pause die Normalflasche,  
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,  
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.

Refrecca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen



sucht **einige Schweizer Studenten**, die in den kommenden Semesterferien (während mindestens vier Wochen) auf dem Flugplatz Kloten als **Hilfsarbeiter** (z. B. Beladen und Entladen der Flugzeuge) tätig sein möchten. Interessenten verlangen bitte ein **Bewerbeformular** beim Personaldienst der Swissair, Postfach, 8021 Zürich (Tel. 83 56 11, intern 6326).

### Schwimmbad Adliswil

Für die Monate Juni, Juli und August wird für das Schwimmbad Adliswil ein

### Badmeister- Stellvertreter

gesucht, der den Badmeister unterstützt und auch in der Lage ist, den Badebetrieb zeitweise allein zu beaufsichtigen. Diese lebhaftige Tätigkeit wird gut entschädigt. Studenten, welche ein Rettungsschwimmbrevet besitzen, wollen sich beim Sekretariat der Gesundheitsbehörde Adliswil (Tel. 91 33 11) melden, wo zusätzliche Auskünfte erhältlich sind.

Gesundheitsbehörde Adliswil

# Fluntern

Die Bank für Professoren,  
Assistenten, Studenten  
berät Sie in Ihren finanziellen  
Problemen, wie

# Kredit

für Praxiseröffnung,  
Zahlungsverkehr mit In-  
und Ausland, Kapitalanlage.

Lassen Sie sich von uns beraten.  
Unser Verwalter H. P. Keller  
steht zu Ihrer Verfügung.

Telefon 47 57 47, bei der alten  
Kirche Fluntern, Tram 6 und 5,  
zu Fuss 5 Minuten ob  
Kantonsspital.

# Zitate, Anrisse und Reflex(ionen)

Statt aus purem Schreiberstolz Eigenes zu produzieren, lohnt es zuweilen mehr, solches nachzudrucken, was schon erschienen: jene »Quellentexte« nämlich zum Verständnis der Gegenwart und ihrer Strömungen.

Was ist das — die Neue Linke? Wie versteht sie sich selbst? Eine Bewegung, die entscheidende Veränderung will, heute, da es den Menschen besser zu gehen scheint als je? Was soll zum jetzigen Zeitpunkt die Rede von »Proletariat« und »Ausbeutung«? Oder: Was kann man denn an die Stelle des Bestehenden setzen? Warum geben die Linken kein Modell? Oder: Diese

deutschen Studenten — weshalb provozieren sie und beleidigen die Würde ihrer Lehrer so, dass jedes Gespräch zwischen den beiden Lagern zu verstümmen droht? Oder: »Black Power« — haben nicht die USA neue Bürgerrechtsgesetze erhalten?

Solchen Fragen haben die folgenden Zitate zu antworten. Dass die Fragen nicht ohne Bedeutung sind, erweisen die Ereignisse der letzten Monate deutlich genug, ob aber die Antworten jeder Stringenz entbehren, hat man selber zu prüfen.

Die Redaktion

## Didaktik studentischen Agierens: Provokation und Diskussion

Ein Teil der an der Universität revoltierenden bürgerlichen Jugend unternimmt offenbar im personalisierten Angriff auf bestimmte Professoren den Versuch eines zweiten »Vatermordes«, nachdem der erste im bürgerlichen Elternhaus nicht recht gelungen ist. Eine Provokation, werde sie auch als »Krawall« interpretiert, die der Erziehung der Diskussion bestimmter Argumente gilt, hat zur Voraussetzung eine argumentative Basis, die so lange keine Breitenwirkung genossen kann, als die Diskussion praktisch unterbunden wird. Wir finden die paradoxe Situation vor, dass wir »Krawall« machen müssen, ehe wir in eine rationale geführte Diskussion eintreten können.

## Black Power, Stokeley Carmichael

Alle schwarzen Amerikaner sind in eine Gesellschaft hineingeboren, die entlassen ist — fest entschlossen —, dass sie niemals die Wahrheit über sich und ihre Gesellschaft erfahren und dass der schwarze Mann nur das zur Kenntnis nehmen darf, was ihm die weissen Amerikaner über die Quellen der eigenen Kraft und über den Umfang, die Dimensionen und die Möglichkeiten der ganzen Welt mitteilen. Kein Verfahren kann mich davon abbringen, dies als ein Verbrechen anzuprangern. Es ist schlimmer als ein Verbrechen, es ist die Sünde wider den Heiligen Geist, schwarzen Jungen und Mädchen einzureden, wie es in Generationen üblich war, dass ihr Leben weniger wert sei als das Leben anderer und dass sie nur unter Bedingungen leben können, die andere ihnen auferlegen, Menschen, die nichts als Verachtung für sie übrig haben.

Zugegeben — ich stimme nicht immer mit Stokeleys Ansichten überein oder mit den Formen, in denen er sie vorbringt. Doch meine Zustimmung oder Ablehnung tut hier nichts. Ich habe seine Botschaft gehört. Stokeley Carmichael, ein Schwarzer von 26 Jahren hat mir, einem Schwarzen in den Verzigrern, zu verstehen gegeben, dass er nicht das Leben leben will, das ich gelebt habe. Und er hat recht gegen die Regierung und die Menschen, die sein Leben und mein Leben, das Leben aller unserer Vorfahren und all unserer Brüder und Schwestern und Frauen und Kinder zu einer unbeschreiblichen Hölle gemacht haben — sie haben kein Recht, so den schwarzen Mann, diesem so lange verachteten Fremdling im eigenen Lande, dafür zu bestrafen, dass er entdecken will, ob die Welt wirklich so klein ist, wie es ihm die Amerikaner erzählt haben.

Politisch steht nicht mehr und nicht weniger auf dem Spiel als das materialistische Selbstinteresse der westlichen Welt. Ich brauche kaum zu betonen, auf welchem Ausmass die Interessen des Westens und die Interessen der Schwarzen miteinander auf Kriegsfuss stehen.

James Baldwin in der »Zeit«, 19. April 1968

## White Backlash

In den Vorortzeitungen grosser amerikanischer Städte stösst man neuerdings auf Inserate, die das innere Klima grell beleuchten. Eine vierköpfige Familie wird abgebildet. Papi hält ein Gewehr in der Hand, Muttli eine Flinte, und die Kinder schauen neidig zu. Unter diesem Familienstillleben steht geschrieben: »Wenn Sie diesen Sommer auf gleichem Fuss mit den Jones stehen wollen, kann Sie das Ihr Leben kosten.« Mit den Jones auf gleichem Fuss stehen (to keep up with the Jones) bedeutet, im Lebensstil nicht hinter den Nachbarn zurückzubleiben. Weiter heisst es im Text: »Jeder weiss, was sich in einer mit tödlichen Waffen angefüllten Vorortvilla abspielen kann. Man braucht dazu nur eine schläfrige Hausfrau, einen nervösen Nachbarn, ein neugieriges Kind und ein geladenes Gewehr.«

In einem anderen Inserat wird »Charly, der beste Scherz in der Nachbarschaft«, erwähnt. »Letzten Abend traf er Millers Müllkanne ins Herz. Was glauben Sie, wird sich wohl ereignen, falls ihm heute abend ein kleines Malheur zustoß und er Herrn Miller selbst trifft?« Solche Annoncen, die auch im Fernsehen erscheinen, werden von kalblütigen, meist anonymen Vorortinsassen finanziert, um der hysterischen Furcht ihrer Nachbarn vor einem Einnarscher der Neger zu begegnen. Sie sind ein deutliches Anzeichen dafür, dass zum neuen Lebensstil der Amerikaner auch ein Gewehr gehört, ebenso wie ein zweites Auto dazugehört...

»Neue Zürcher Nachrichten«, 17. Mai 1968

Wer eine Immatrikulationsfeier nicht der Lächerlichkeit preisgibt, hat kaum eine Chance, mit Professoren eine Podiumsdiskussion zu bestreiten. Insofern müssen wir, um uns Gehör zu verschaffen, sehr laut werden, dürfen dann aber über dem Getöse das gesteckte Ziel nicht vergessen. Wer meint, jede universitäre Veranstaltung liesse sich zum Happening umfunktionieren, der scheidet heute empfindlich der Sache, um die es geht. Die punktuelle Provokation hat also eine prophatische Funktion: sie hilft, die Diskussion zu erzwingen. Die ritualisierte Provokation dagegen ist ziellos in politischer Hinsicht. Sie richtet sich auf die Befriedigung eines Lustmomentes. Es ist die Lust am zeitweiligen Untergang professoraler Autorität, die durch solche Aktionen nur negativ bestärkt wird. Insofern ist die ritualisierte Provokation ohnmächtig: sie schafft allenfalls ein Ventil für die Empörung über einen unhaltbaren Zustand, den zu ändern die Enigen fehlen.

Nach Eintritt in die Diskussion hat jeder provokative Akt zu unterbleiben, wenn die Diskussionsbereitschaft nicht in Frage gestellt werden soll. Eine völlig disziplinierte agierende Studentenschaft — zumal als Auditorium — in einer Diskussion schlägt der anderen Seite die gern gewählte Waffe der subjektiven Beleidigung aus der Hand. Solange es im Saale ruhig ist, findet niemand einen Vorwand, ihm zu verlassen. Nichts zu Besten der Bewusstseinsbildung der Studentenschaft mehr beitragen als das hilflose Schweigen mancher Dekane und Rektoren auf gezielte Fragen der Studentenvertreter. Nichts ist auch beunruhigender für eine phantasielose Ordinariumschaft als die präzisen Kenntnisse jener, denen sie Mündigkeit so selbstverständlich abstreift.

Da wir mit unseren Professoren leben müssen, ist es an uns, ihnen klarzumachen, dass sie auch mit uns leben müssen. Dass die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden endgültig passé ist, wird niemand bestreiten wollen. Dass es gilt, eine ungewohnte Partnerschaft zu finden, die konstitutiv ist für den wissenschaftlich verbindlichen herrschaftsfreien Dialog, ist noch keine Plattitüde. Dass wir zur Diskussion bereit sind, haben wir oft genug bewiesen; wo sie uns versagt wird, müssen wir weiter provozieren.

Frank Benseler, Redaktor der Reihe »Soziologische Texte« im Luchterhand-Verlag, in »Ruhr-Reflexe«, Heft 7, Dezember 1967.

Die Position der Linken: die Utopie und das fehlende Modell

Die Staatsform, die wir anstreben, ist utopisch. Das heisst: Sie ist heute nicht machbar und nicht in 10 Jahren. Wir wissen nicht einmal, wie sie genau aussehen soll.

Das Bewusstsein

Um irgendeine Veränderung zu bewirken, müssen wir es erreichen, dass die lohnabhängigen Massen erkennen, wie dieser Staat beschaffen ist. Sie müssen erkennen, dass sie höchstens alle vier Jahre etwas wählen können, aber nichts selbst entscheiden dürfen.

In allen gesellschaftlichen Bereichen, vom Kindergarten bis zum Betrieb, lernen die Menschen, dass sie zu gehorchen haben. Sie lernen, das Denken ein Werkzeug ist, das sie nur verwenden dürfen zu dem vorgeschriebenen Zweck. Information wird ihnen so geliefert, dass die Gefahr des Denkens weitgehend ausgeschaltet ist. Sie bekommen beigebracht, welche Bedürfnisse sie zu entwickeln haben und wie sie sie befriedigen sollen. Am Arbeitsplatz einem autoritären System unterworfen, wird der Einzelne auch in der Freizeit erfasst, und seine Wünsche werden geeignet kanalisiert. Genügender Konsum wird gesichert durch psychologisch genau ausgetüftelte Werbemethoden. Jede Lücke ist mit Markenartikeln abgedeckt.

Hier einzusetzen und durch nichtkonforme Information über diese Lage, über die Abhängigkeiten und die Lügen von der Freiheit ein neues Bewusstsein zu schaffen, ist die erste Aufgabe. Jeder muss in die Lage versetzt werden, seine Interessen zu erkennen. z. B. zu sehen, dass die Mitbestimmung über Investitionen im Betrieb, wo er arbeitet, für ihn notwendig ist.

Der Abbau der Herrschaft

Dieses erworbene Bewusstsein der lohnabhängigen Massen wird es ermöglichen, den Abbau der Herrschaft weniger Kapitalisten über die Vielen in Gang zu setzen, die nur ihre Arbeitskraft zu verkaufen haben und von diesem Verkauf an die Besitzer der Produktionsmittel abhängig sind. Der Zustand des Verfügens Weniger über Arbeitskräfte wird geändert und in den Zustand des Verfügens des Einzelnen über seine Arbeitskraft durch Beteiligung am Eigentum an Produktionsmitteln und damit Beteiligung an den Entscheidungsprozessen umgewandelt.

Denn Herrschaft wird erst ermöglicht durch die Bereitstellung von Manipulationsmaschinerien, die den Antrieb des Systems darstellen dadurch, dass sie eine Maximierung von Profiten programmieren und nicht eine Optimierung gesellschaftlichen Nutzens. Diese Manipulationsmaschinerien, von denen der Springer-Konzern nur ein besonders deutliches Beispiel darstellt, müssen als erste zerschlagen und gesellschaftlich nutzbar gemacht werden (z. B. durch die Aufteilung der Springer-Zeitungen so, dass ein echter Meinungsppluralismus entsteht).

Das fehlende Modell

Man erwartet von der Linken nun die Ausarbeitung eines Gesellschaftsmodells, das die Verwirklichung dieser Utopie ermöglichen würde. Eine solche Erwartung resultiert offenbar aus der

schafft — zumal als Auditorium — in einer Diskussion schlägt der anderen Seite die gern gewählte Waffe der subjektiven Beleidigung aus der Hand. Solange es im Saale ruhig ist, findet niemand einen Vorwand, ihm zu verlassen. Nichts zu Besten der Bewusstseinsbildung der Studentenschaft mehr beitragen als das hilflose Schweigen mancher Dekane und Rektoren auf gezielte Fragen der Studentenvertreter. Nichts ist auch beunruhigender für eine phantasielose Ordinariumschaft als die präzisen Kenntnisse jener, denen sie Mündigkeit so selbstverständlich abstreift.

Da wir mit unseren Professoren leben müssen, ist es an uns, ihnen klarzumachen, dass sie auch mit uns leben müssen. Dass die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden endgültig passé ist, wird niemand bestreiten wollen. Dass es gilt, eine ungewohnte Partnerschaft zu finden, die konstitutiv ist für den wissenschaftlich verbindlichen herrschaftsfreien Dialog, ist noch keine Plattitüde. Dass wir zur Diskussion bereit sind, haben wir oft genug bewiesen; wo sie uns versagt wird, müssen wir weiter provozieren.

Frank Benseler, Redaktor der Reihe »Soziologische Texte« im Luchterhand-Verlag, in »Ruhr-Reflexe«, Heft 7, Dezember 1967.

## Bürokratie und Revolution

nobis: Was halten Sie vom SDS? Glauben Sie, dass Dutschke, der besonders hervorgerufen ist, ein kritischer oder schon wieder ein unkritischer Dogmatiker ist?

Dürrenmatt: Das ist sehr schwierig. Ich z. B. wundere mich eigentlich doch darüber, dass der Führer der deutschen Jugend ein Typ wie Marcuse ist und nicht etwa ein Typ wie Bloch, den ich viel doller finde als Marcuse. Die Frage ist natürlich, einerseits ist diese heutige Jugend kritisch, andererseits sucht sie Führung oder will geführt werden.

nobis: Glauben Sie, dass man um das bestehende Hochschulsystem zu verändern, zu anderen Massnahmen als nur zur Diskussion greifen muss?

Dürrenmatt: Ja, ja, aber man muss doch irgendwie das Gefühl haben, dass man auch von oben her diese Änderungen will. Aber die Frage ist trotzdem, wie ändert man ein eingerichtetes System, das sich so festgefahren hat und das nun ständig, ohne dass noch jemand daran glaubt, gehalten wird. Das Lustige ist, wenn sich einmal eine Sache eingespielt hat, dann ist das so wahnsinnig hartnäckig. Das ist einfach eine gewisse Ausweglosigkeit, in der man das Gefühl bekommt, alles schläft sofort wieder ein, wenn man nicht ständig etwas sagt.

nobis: Protestieren?

Dürrenmatt: Also gut, protestieren können wir alle, aber das ist schon lange keine wirksame politische Handlung mehr. Ich sage gar nicht, dass ich gegen das Protestieren bin, aber es gibt dann die Täuschung bei jenem, der protestiert, er habe dagegen etwas getan, und er ist zufrieden. Im Grunde hat er nur eine kultische Handlung vollzogen und glaubt nun, das hat eine geheimnisvolle Auswirkung über den Erdsatz auf Vietnam.

nobis: Da stellt sich die Frage, welche Möglichkeit hat der einzelne Bürger überhaupt noch? Die Demonstration, der Protest, ist im Grunde nur die Darstellung seiner eigenen Machtlosigkeit.

Dürrenmatt: Die Frage ist einfach die, die Enzensberger gestellt hat, die absolut ernsthaft zu nehmen ist, die Frage: Was macht man in einer Lage, wo der Grossteil der Bevölkerung einfach nicht will? Wenn Enzensberger sagt, da gibt es eigentlich logisch nur Revolution, also die Minderheit gegen die Mehrheit, so ist natürlich in Wirklichkeit jede Revolution, ob man es wahrhaben will oder nicht, von einer kleinen Minderheit und nie vom Volke gemacht. Enzensberger sagt hier nicht etwas, was empörend ist, sondern was den Tatsachen entspricht, das sind die Bedingungen der Revolution.

nobis: Würden Sie dann hier in einem solchen Fall einer Revolution zustimmen können?

Dürrenmatt: Ich halte die Revolution darum für nicht möglich, weil in einem derart hochgespielten Staat das Organisationssystem, das dagegen steht, so gewaltig ist. Es ist zu fragen, inwieweit eine Revolution überhaupt durchführ-

bar ist, weil nach dem Punkte Null nicht alle durch »neue Menschen« ersetzt werden können und man dann auf die alte Beamtenschaft zurückgreifen muss; wie das neue Deutschland nach dem Zusammenbruch. Und das ist das eigentliche Problem, das Verwaltungsproblem, und der Staat bleibt der Staat. Auszüge aus einem Gespräch der Mainzer Studentenzeitung »nobis« mit Friedrich Dürrenmatt.

bar ist, weil nach dem Punkte Null nicht alle durch »neue Menschen« ersetzt werden können und man dann auf die alte Beamtenschaft zurückgreifen muss; wie das neue Deutschland nach dem Zusammenbruch. Und das ist das eigentliche Problem, das Verwaltungsproblem, und der Staat bleibt der Staat. Auszüge aus einem Gespräch der Mainzer Studentenzeitung »nobis« mit Friedrich Dürrenmatt.

Immer war die wichtigste Voraussetzung für die Anerkennung des bürgerlich-kapitalistischen Staates der allgemeine Glaube an sein klassenloses Handeln. Indem man die äusseren Erscheinungsformen der Armut oder des niedrigen Lebensstandards bei den Arbeitern und der Masse der ihnen entsprechenden Angestellten beseitigt, sie mittels gefährlicher Methoden der öffentlichen Beeinflussung nun dahin bringt, dem System als Konsumenten genauso zu dienen wie als Produzenten, alle Freizeit zur geistigen Durchdringung der wirklichen Eigentumsverhältnisse vorenthält, alle Möglichkeiten, sich über entsprechende Diskussionen in den anderen kapitalistischen Ländern zu informieren, unmöglich macht, indem man die Bildung und Ausbildung von Arbeiterkindern ungeheuerlich vernachlässigt, ihnen die Startgleichheit vorenthält, vernichtet man etwas, was Marx als Voraussetzung für die politischen Auswirkungen seiner Theorie angesehen hat: das Bewusstsein der Klassenlage.

Jens Litten, Bundesvorsitzender des »Sozialdemokratischen Hochschulverbandes« (SHB), in »Ruhr-Reflexe«, Bochumer Studentenzeitung, Heft 8, März 1968.

Mein Großvater legte sich auf die Schienen, um gewaltlos zu protestieren...

Mein Vater, auch er für Gewaltlosigkeit, machte im Gefängnis einen langen Hungerstreik...

Mein Onkel war gewaltloser Dompfeur...

Die Gewaltlosigkeit meines Bruders, des Boxers, war legendär...

Mein Vetter organisierte einen gewaltlosen Aufstand...

...und das bin ich.

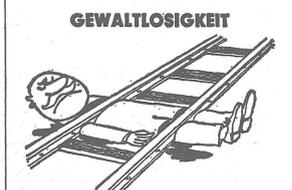
Aus: »L'Express«, Mai 1960  
Von Siné

nobis: Würden Sie dann hier in einem solchen Fall einer Revolution zustimmen können?

Dürrenmatt: Ich halte die Revolution darum für nicht möglich, weil in einem derart hochgespielten Staat das Organisationssystem, das dagegen steht, so gewaltig ist. Es ist zu fragen, inwieweit eine Revolution überhaupt durchführ-

la puce Boite de Nul! Bleicherweg 5 Zürich (Börse) beim PKZ-deplazat

Zum Plausch ist Puce Is Puce zum Plausch Immer gute Attraktionen Mo. bis Do. mit Legi Eintritt frei.



**MIZ**

Bewährte Vorbereitung für  
**Vordiplom und Propädeutikum**  
MIZ Abt. III: Spezialkurse

Für Studierende der ETH	Für Mediziner
Mathematik	Chemie
Angewandte Mathematik	Physik
Vektor-Rechnung inkl. Lineare Algebra und Analytische Geometrie	Anatomie des speziellen Bewegungsapparates
Darstellende Geometrie	Histopathologie

Semesterbeginn jeweils Januar und Juni  
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

Morphologisches Institut Zürich

Direktion:  
Hermann Holliger  
Josefstr. 92, 8005 Zürich  
Tel. (051) 44 83 35

Nähe Hauptbahnhof und Limmatplatz  
Eigener Hörsaal  
Parkplätze

# Studentenbuchhandlung der Naturwissenschaften E. WURZEL

jetzt neben der Zentralbibliothek,  
an der Mühlegasse 19, Tel. 32 14 80

## Was kann Geigy Ihnen, einem jungen Chemiker, der etwas anderes als reine Labortätigkeit sucht, bieten?

Eine technisch-kaufmännische Beschäftigung zum Beispiel, bei der Sie als technologischer Fachmann mit unserer Kundschaft in Berührung kommen.

Beim Verkauf unserer Industriechemikalien, d. h. speziellen chemischen Zusätzen, welche von Herstellern der Kunststoff-, Synthesefaser-, Waschmittel-, Papier-, Anstrichfarben- und Drucktintenindustrie verwendet werden, sind die gründlichen Kenntnisse eines Chemikers unentbehrlich. Der Erfolg im Verkauf hängt davon ab, dass sowohl technische als auch kaufmännische Fragen richtig erfasst und bearbeitet werden können.

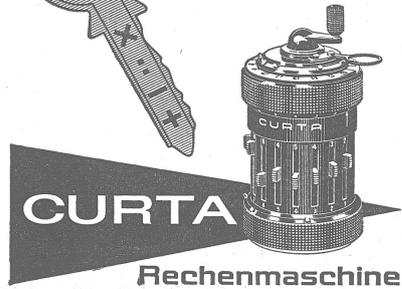
In unserem Marketing für Industriechemikalien können wir Ihnen verschiedene Stellen anbieten. Auf demjenigen Gebiet, das Ihren Neigungen und Fähigkeiten am besten entspricht, würden wir Ihnen zunächst eine gründliche Ausbildung geben — in unseren anwendungstechnischen Laboratorien. Dann würde Sie Ihre Tätigkeit vom Standort Basel auf Reisen zu unseren Kunden im In- und Ausland führen. Die Kunden-Probleme hätten Sie dann wieder in der Zentrale — zusammen mit Spezialisten der Forschung und Anwendungstechnik — zu bearbeiten.

Das gibt Ihnen nur eine sehr ungefähre Vorstellung von den Möglichkeiten bei uns. Am besten, Sie orientieren sich selber in einem persönlichen Gespräch.

Als Bewerber sollten Sie Ihr fachtechnisches Studium abgeschlossen haben und in den Haupt-Fremdsprachen eingermessen zurecht kommen. Spezielle Kenntnisse in den obgenannten Abnehmer-Industrien sind nützlich, aber nicht Bedingung.

Schreiben Sie uns bitte unter dem Kennwort »Zürcher Student« -102 an den Personaldienst der J. R. Geigy AG, Postfach 71, 4000 Basel 21.

Der Schlüssel  
zu jedem  
Rechenproblem!



Die CURTA ist ein hochwertiges und leistungsfähiges individuelles Arbeitsinstrument. Sie multipliziert, dividiert, addiert, subtrahiert und eignet sich bestens für Kombinationen dieser Rechenarten, wie sie der Ingenieur, der Wissenschaftler, der Techniker oder der Statistiker immer wieder brauchen.

CURTA  
Mod. I 8x6x11-stellig  
CURTA  
Mod. II 11x8x15-stellig

Vorführung und Verkauf:  
SAB, Clausiusstrasse 35,  
Zürich

**Wollen Sie** wettloffen, aber mit Gesinnung orientiert werden?

**Wollen Sie** die Stimme Ihrer Generation vernehmen und die der älteren dulden?

**Wollen Sie** über Fragen der Kultur, des Theaters, der Dichtung und Musik ebenso auf dem laufenden sein wie in den anderen der sozialen Rechte, der Politik, der Wirtschaft?

Dann lesen Sie **DIE TAT**

Wir gewähren Ihnen 30% Studentenrabatt!

**Bestellschein**

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf DIE TAT für die Dauer von

- ¼ Jahr zu Fr. 8.— statt Fr. 11.50
- ½ Jahr zu Fr. 15.— statt Fr. 21.50
- 1 Jahr zu Fr. 29.40 statt Fr. 42.— (Zutreffendes ankreuzen)

Name: \_\_\_\_\_

Fakultät: \_\_\_\_\_

Strasse: \_\_\_\_\_

PLZ / Ort: \_\_\_\_\_

ZS

Coupon bitte einsenden an:  
Verlag DIE TAT, Vertriebsabteilung, Postfach, 8023 Zürich

# ...der neue, viel kräftigere AUSTIN MINI 1000



AUSSEN  
MINI  
INNEN  
MAXI

Der millionenfach bewährte AUSTIN MINI behält selbstverständlich sein geniales Grundkonzept bei: Frontantrieb—Hydroelastische Federung—Quermotor garantieren für die aussergewöhnliche Strassenlage und Wendigkeit. Der maximale Innenraum bei minimalen Aussenmassen bleibt erhalten. Neu: Noch mehr Kraft und Beschleunigung, höhere Spitze, noch mehr Sicherheit, noch mehr Komfort.

Neu dank Pfundabwertung und EFTA zum **MINIPREIS von Fr. 5'590.-**

Über 200 von uns geschulte Vertreter pflegen Ihren AUSTIN überall in der Schweiz.

AUSTIN Generalvertretung für die Schweiz:  
EMIL FREY AG, 8021 ZÜRICH, Badenerstrasse 600  
Telefon 051 54 55 00



AUSTIN MINI 850  
848 cc, 5/37 PS, Fr. 5'200.-



AUSTIN MINI 1000  
998 cc, 5/41 PS, Fr. 5'590.-



AUSTIN MINI 1000  
vollautom. Getriebe, Fr. 6'540.-



AUSTIN 1000 Kombi, 3-türig  
998 cc, 5/41 PS, Fr. 6'200.-

# Ist Kapitalismus und die Entwicklung der 3. Welt vereinbar?

Im folgenden Beitrag versucht Beat Beckmann einige Ergebnisse des fsz-Seminars über Probleme der Dritten Welt zusammenzufassen. Im Zentrum steht dabei die Frage, inwieweit eine Industrialisierung der unterentwickelten Gebiete nach dem Vorbild Westeuropas und der USA überhaupt möglich ist. Man mag die Schlüsse, die in diesem Artikel gezogen werden (besonders »Privatwirtschaft und gesamtgesellschaftliche Interessen«), verwerfen; in sinnvoller Weise kann dies aber nur dann geschehen, wenn zuvor die Vordersätze, die diese Konsequenzen ermöglichen (»Industrialisierung Westeuropas...« und »... ihre Kehrseiten«) kritisch und unvoreingenommen angegangen werden. Das aber verlangt offen zu diskutieren – selbst mit der fsz, denn ihre politische Argumentation hat Konsistenz mindestens bezüglich der unterentwickelten Gebiete. Es geht bei den Problemen der Dritten Welt ja wirklich nicht um die fsz und etwa darum, dass sie mit ihrer Agitation die schweizerische Entwicklungshilfe verteuft, sondern um nichts anderes als um die beunruhigende Einsicht, dass unsere, die Politik des Westens möglicherweise einen Dritten Weltkrieg provoziert: den Aufstand der Armen gegen die Reichen der Erde. Wer diese Frage nicht belanglos findet, hat sich mit den untenstehenden Gedanken auseinanderzusetzen. Es wäre beispielsweise interessant, wenn wir im nächsten zu dazu Erwidern von Kommilitonen der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät abdrucken könnten.

Die Redaktion

Der Krieg in Vietnam hat die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf das entscheidende ökonomische und soziale Strukturproblem unserer Zeit gelenkt: Die Industrialisierung der Dritten Welt im Rahmen der Marktwirtschaft ist weitgehend gescheitert. Sowohl in nationaler als auch in internationaler Hinsicht verschärft sich die Kluft zwischen Armen und Reichen. Wie René Dumont<sup>1</sup> mehrmals – unter anderem auch vor 5 Monaten bei der fsz in Zürich – nachgewiesen hat, führt die Politik der »freien Welt« unvermeidlich zu weltweiten Hungersnöten und damit verbunden zur Katastrophe eines 3. Weltkrieges.

Es soll an dieser Stelle nicht untersucht werden, ob und inwiefern die Erhaltung des Status quo bzw. die Reproduktion der spätkapitalistischen Gesellschaft von der Ausbeutung der Dritten Welt abhängig ist, sondern ausgehend von den erklärten Zielen dieser Gesellschaft soll versucht werden, einige Gründe für das Scheitern ihrer Bestrebungen aufzuzeigen. Zu den erklärten Zielen gehört die »Verteidigung der Freiheit und Unabhängigkeit« der (noch) nicht sozialistischen Länder der Dritten Welt. Darunter ist nichts anderes zu verstehen als die Gewährleistung einer Wirtschaftsentwicklung unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen, das heisst einer Entwicklung nach dem Modell der Industrialisierung Westeuropas und Nordamerikas. Was bei uns möglich war, sollte auch in den »Entwicklungsländern« gefördert werden.

## Zur Industrialisierung Westeuropas...

Die Problematik einer solchen Übertragung wurde von Paul Bairoch in seinem Buch »Révolution industrielle et sous-développement«<sup>2</sup> in ökonomischer und historischer Hinsicht eingehend untersucht. Ohne auf die auslösenden Faktoren einzugehen, sei hier auf einige entscheidende Voraussetzungen der Industrialisierung Westeuropas hingewiesen. Das anfänglich niedrige technologische Niveau der in England bereits um 1760 entstehenden Industrie hatte zur Folge, dass auch die Investitionshöhe sehr niedrig war. Bairoch berechnet den Investitionsbedarf pro beschäftigten Arbeiter um die Wende vom 18. zum 19. Jh. auf ca. 4 Monatslöhne des betreffenden Arbeiters. Dieser anfänglich sehr niedrige Investitionsbedarf in der Industrie ermöglichte die spontane Bildung einer Schicht von Industriekapitalisten als Träger des Industrialisierungsprozesses, die sich vorwiegend aus bescheidenen, händlichen Gesellschaftsschichten rekrutierte. Neben den niedrigen Investitionsanforderungen ermöglichten die hohen Profite von 20 bis 35% des Anfangskapitals eine weitgehende Selbstfinanzierung der Betriebe sowie hohe Reinvestitionen, was zu einer kumulativen Entwicklung der Industrie wesentlich beitrug.

Um die Wende vom 18. zum 19. Jh. dehnte sich der Prozess der Industrialisierung auch auf den europäischen Kontinent aus, wobei vor allem zwei Tatsachen von Bedeutung sind: Zunächst waren die Länder gegen Konkurrenz durch Zollmauern geschützt, sodann wirkten sich die damals noch sehr hohen Frachtkosten als effektive Protektionsmauer für die Entwicklung der einzelnen nationalen Industrien aus. Der technische Stand der damaligen Maschinen erlaubte ohne weiteres die Nachbildung auf Grund von Imitation dieser lebenswichtigen Produktionsgü-

ter. Schliesslich hatte die eigene Produktion von Produktionsgütern in diesen Ländern insofern einen entscheidenden Einfluss auf die Akkumulation, als zwischen den einzelnen Produktionsbereichen (Textilindustrie, Eisenzeugung, Maschinenbau etc.) eine Interdependenz von Angebot und Nachfrage entstand, welche die simultane Entwicklung einer ganzen Reihe von Produktionsbereichen ermöglichte.

## ... und ihre Kehrseiten

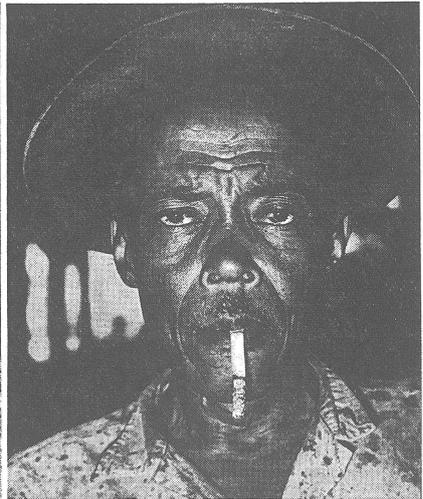
In den unterentwickelten Regionen fehlen diese Voraussetzungen heute weitgehend. Das Fehlen wirklicher Zollmauern, der Rückgang der einst hohen Frachtkosten durch den Ausbau des internationalen Transportwesens und die Unmöglichkeit der Imitation der heute hochentwickelten Produktionsgüter bedingen in den Entwicklungsländern eine Situation, die derjenigen Westeuropas zu Beginn der Industrialisierung diametral entgegengesetzt ist. Die Produktionsgüter müssen zum grössten Teil importiert werden, so dass die in Westeuropa entstandenen Interdependenzwirkungen fehlen. Der Investitionsbedarf in der Industrie hat sich nach den Berechnungen von Bairoch um das 250-Fache vermehrt, so dass eine spontane Industrialisierung nach dem Beispiel Westeuropas ausgeschlossen und das Fehlen einer breiten Unternehmenschicht hinreichend erklärt ist.

Ausserdem müssen diese strukturellen Unterschiede auf dem Hintergrund einer neuartigen demographischen Situation gesehen werden. Die jährliche Bevölkerungszunahme der westeuropäischen Gesellschaft zur Zeit der Industrialisierung betrug 0,5-0,8%. Die durchschnittliche Zuwachsraten in den

## Privatwirtschaft und gesamtgesellschaftliche Interessen

Einen bedeutenden Beitrag zum Problem des »underdevelopment« lieferte Paul A. Baran mit seinem Buch »The political economy of growth«<sup>4</sup>. Anhand von vier Wachstumsbedingungen untersucht Baran die Entwicklung der monopolistischen Phase des Kapitalismus sowie die Stagnation der rückständigen Volkswirtschaften in der Dritten Welt. Als erste Bedingung des Wachstums nennt er die maximale Ausnutzung aller verfügbaren Produktivkräfte. Sie war einigermaßen erfüllt zur Zeit der Industrialisierung Westeuropas, ist es allerdings nicht mehr in der monopolistischen Phase und noch viel weniger in den unterentwickelten Regionen. Dort herrscht vielmehr eine grosse Unterausnutzung der vorhandenen menschlichen und materiellen Ressourcen. 1958 – ein Jahr vor dem Sieg der kubanischen Revolution – waren in Kuba von einer aktiven Bevölkerung von 2 208 500 Personen ca. 30%, d. h. 627 200 Personen unterbeschäftigt oder arbeitslos (während die Revolutionsregierung allein während der ersten zwei Jahre ihres Bestehens 317 000 neue Arbeitsplätze im Agrarsektor geschaffen hat).<sup>5</sup> Dem entsprach die äusserst extensive Bebauung des Kulturlandes durch die Grossgrundbesitzer.

Als zweite Bedingung nennt Baran die Maximierung des Anteils des ökonomischen Surplus (volkswirtschaftlicher Überschuss) am Volkseinkommen. Diese Bedingung erfüllen die meisten unterentwickelten Länder, weil der Konsum der produktiven Bevölkerung auf oder sogar unter das physische Existenzminimum gedrückt wird.



unterentwickelten Regionen liegt aber heute bei 2,5%. »Allein die Resorption dieser demographischen Inflation«, sagt Bairoch, »setzt eine doppelte so hohe Kapitalakkumulation voraus wie jene, welche die europäischen Länder in den ersten Jahrzehnten ihrer Entwicklung aufbrachten, wobei ihr Ausgangsniveau, gemessen in Pro-Kopf-Einkommen, höher war als in der Mehrzahl der heute unterentwickelten Länder.«

Berücksichtigt man all diese Faktoren, so erscheint eine kapitalistische Wirtschaftsentwicklung in weiten Teilen der Dritten Welt als weitgehend ausgeschlossen.

Bairochs Theorie widerspricht in einigen Punkten der Marxschen Theorie der ursprünglichen Akkumulation (vor allem hinsichtlich der Rolle des Handelskapitals unmittelbar vor der Industrialisierung Westeuropas), wird aber andererseits durch die Theorie verschiedener moderner Marxisten ergänzt.

So hat Ernest Mandel in seinem Buch »Traité d'Economie Marxiste«<sup>3</sup> versucht, die wichtigsten Posten der Ausplünderung der Kolonien durch direkten Raub, Sklavenhandel und normalen Handel in der Zeit von 1500 bis 1750 zu berechnen. Die errechnete Summe belief sich auf über eine Milliarde Goldpfund, das heisst auf mehr als den Wert des gesamten Anlagekapitals in allen europäischen Industrieunternehmen um 1800. Diese Berechnungen lassen sich diskutieren, unbestritten ist aber die Tatsache, dass die Ausplünderung der Kolonien einen konstitutiven Faktor in der Akkumulation des westeuropäischen Kapitals darstellte, während es naiv wäre, die moderne »Entwicklungshilfe« als entsprechenden Kapitalfluss in umgekehrter Richtung zu betrachten.

Die beiden letzten Bedingungen bestehen in der Maximierung des für Investitionen verwendeten Teils des ökonomischen Surplus bzw. in der Schaffung genügender profitabler Investitionsmöglichkeiten. In Westeuropa konzentrierte sich der ökonomische Surplus in den Händen der privaten Unternehmer, die durch niedriges Lohnniveau, puritanische Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit relativ bedeutende Mittel für Investitionen frei liessen. In der kompetitiven Phase waren Investitionen nicht nur möglich, sondern sie waren notwendig, um der Konkurrenz standhalten zu können. Technische Neuerungen mussten erworben werden, um den Betrieben eine konkurrenzfähige Produktivität zu erhalten. In den unterentwickelten Ländern fließt der Überschuss einer minoritären Schicht von Grundbesitzern, Händlern, Spekulanten und dem Staat zu, wobei ein grosser Teil für den exzessiven Luxuskonsum der herrschenden Klassen verwendet wird. Erst kürzlich ist der Schah von Persien Grundbesitzer in St. Moritz geworden.

Der Rest wird zum kleinsten Teil für wachstumsfördernde, produktive Investitionen verwendet. Was investiert wird, geht in Darlehen, Landkäufen oder in ausländische (Schweizer) Banken ein. Die in genügendem Masse vorhandenen Geldmittel werden nicht zum Wachstum der nationalen Wirtschaft, sondern im Sinne einer kurzfristigen Profitmaximierung eingesetzt oder dann verschleudert. So wird ein potentiell grosser in einen effektiv kleinen Surplus verwandelt. Die privatwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse stellen daher ein entscheidendes Hindernis für

die Entfaltung der Produktivkräfte in den unterentwickelten Regionen dar.

In verschleierter Form wird das auch in der NZZ anerkannt: »Vor allem der Amerikaner A. O. Hirschman weist darauf hin, dass es den Entwicklungsländern nicht in erster Linie an Produktionsfaktoren mangle, sondern an deren Kombination.«<sup>6</sup> Um so erstaunlicher ist daher die Tatsache, dass dieselbe Zeitung die Notwendigkeit der kolonialen Revolution, den Befreiungscharakter der revolutionären Volkskriege bestreitet oder die Tätigkeit der Amerikaner in Persien, Guatemala, Brasilien, Vietnam und anderswo befürwortet, die die entwicklungshemmenden Verhältnisse perenniert. Auch unsere Universität ist diesen dringenden Fragen bislang ausgewichen, denn bis heute sind ihre Institute über verzeilte, »wertfreie« Untersuchungen von isolierten Einzelphänomenen nicht hinausgekommen. So blieb

es der fsz überlassen, einen ersten Schritt zu einer interdisziplinären sowie die komplexe Verbundenheit der Einzelphänomene hervorhebenden Analyse zu tun.

Beat Beckmann

## Anmerkungen:

- 1 René Dumont | Bernard Rosier: Nous allons à la famine, Paris 1966.
- 2 Paul Bairoch: Révolution industrielle et sous-développement, Paris 1964.
- 3 Ernest Mandel: Traité d'Economie Marxiste, Paris 1962. – Die Marxsche Theorie der ursprünglichen Akkumulation und die Industrialisierung der Dritten Welt. In: Folgen einer Theorie, Essays über »Das Kapital« von Marx, Frankfurt a. M. 1967.
- 4 Paul A. Baran: The political economy of growth, New York 1957.
- 5 Michel Gutelmann: L'économie sociale à Cuba, Paris 1967.
- 6 NZZ, 12. 5. 1968, Nr. 289.

**Einladung** an Geschäftsleute, Angestellte und Beamte in leitender Funktion sowie Angehörige der freien Berufe

## 8. Jahreskongress der IVCG

31. Mai – 3. Juni 1968  
Kongresshaus Zürich (Foyer)

Kongresssthema: **Kann man heute noch glauben?**

Hauptredner: **Prof. Dr. Hans Rohrbach**  
Direktor des Mathematischen Institutes der Universität Mainz

Weitere Redner: Zahlreiche prominente Geschäftsleute aus verschiedenen Ländern

Frühstücktreffen: täglich vormittags 09.00 Uhr

Abendveranstaltungen: 31. Mai und 2. Juni 1968 19.30 Uhr

Festbankett: 1. Juni 1968 19.00 Uhr

Ausführliche Programme durch Postfach 110, 8024 Zürich



**Internationale Vereinigung Christlicher Geschäftsleute**

## Chemie

Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

**Dr. Cantieni**

Untere Zäune 21, Zürich 1  
Tel. 34 50 77



Vor und nach dem Kolleg eine Erfrischung im **Café Studio** Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte Ansprüche

**Hotel Florida**  
Bar, Restaurant  
Sitzungszimmer  
Seefeldstrasse 63

# happenings happenings happenings

## Fahrt zur Munch-Ausstellung

Eduard Munch (1863-1944) gilt als der grösste Vertreter nordischer Kunst in der neueren Zeit. Weit über Norwegen hinaus beeinflusste er, zusammen mit Hodler und Van Gogh, den Weg der modernen Malerei. Der Aufbruch des Unbewussten in seinen dämonischen Tiefen findet in seinem Werk eine künstlerisch überzeugende Gestaltung. Nicht mehr Aeusserlichkeiten, sondern seelische Zustände werden festgehalten. In revolutionärer Weise durchbrach er die Konventionen der viktorianisch-wilhelminischen Epoche, was in Deutschland teilweise zu Skandalen führte, Munch aber zum Vater des in der Folge aufblühenden Expressionismus machte. Themen, wie Angst und Verlorensein, Krankheit und Welterschmerz, Erotik und Laster wurden wohl in den Jahren nach 1890 von Künstlern aller Länder behandelt. Nur Munch aber vermochte kraft seiner aussergewöhnlichen Sensibilität einer-

seits und der grossen künstlerischen Begabung andererseits, diese in allgemein künstlerische Formen zu bannen.

Im grossen Rahmen, d. h. für die ganze Studentenschaft, wird ein Ausflug an die Munch-Ausstellung im Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen durchgeführt. Datum: Donnerstag, 30. Mai 1968, abends. Abfahrt der Autobusse: 19.00 bei der Universität, Seite Künstlergasse. Für Privatwagen: 20.00 Uhr beim Museum. Eine Anzahl Kunstgeschichtsstudenten haben sich zur Verfügung gestellt, Gruppenführungen zu übernehmen. Anschliessend wird die Stadt Schaffhausen für eine kleine Überraschung besorgt sein. Rückfahrt wieder per Autobus. Kosten: Fr. 7.40, (Fahrt) und 2 Fr. Eintritt. Anmeldung bis 30. Mai, 16.00 Uhr, Tel. 32 92 87 oder auf dem Sekretariat der Studentenschaft, Rämistr. 66.

## Bibliothek der Studentenschaft

Die Studentbibliothek hat wieder eine ganze Reihe interessanter Neuerscheinungen angeschafft! Die unten erfolgende Aufzählung der neu erworbenen Bücher möge die Freunde der Studentbibliothek erfreuen und diejenigen, welche noch nichts von der Existenz dieser Bibliothek wissen, nachdrücklich darauf aufmerksam machen. Die Studentbibliothek beider Hochschulen wird von der Studentenschaft finanziert, ihre Aufgabe ist es, den Studenten die Lektüre nicht fachlicher Bücher zu ermöglichen. Die Studentbibliothek ist der Zentralbibliothek angegliedert. Ihre Bestände sind im Katalogsaal der ZB im Zeitschriftenkästchen am Fenster in grün beschrifteten Kästchen aufgeführt. Die Bücher werden auf dem normalen Weg bestellt. Es lohnt sich, in diesen Kästchen zu stöbern, die Studentbibliothek hat jedem Bücherfreund viel zu bieten!

### Neuschaffungen:

- Peter Bamm, Werke
- Reinhard Baumgart, Panzerkreuzer Potjomkin
- Peter Bichsel, Die Jahreszeiten
- Italo Calvino, Ti con Zero
- Heimito von Doderer, Der Grenzwald - Roman Nr. 7, 2. Teil
- Ludwig von Ficker, Denktzettel und Danksgagen
- Gottfried Bernmann Fischer, Bedroht - Bewahrt
- Max Frisch, Biographie, ein Spiel
- Jewgenija S. Ginsburg, Marschroute eines Lebens
- Karl Jaspers, Schicksal und Wille
- Kurt Marti, Rosa Loui
- Maurice Merlan - Ponty, Das Auge und der Geist
- Adolf Muschg, Gegenzauber
- Lydia Tschukowskaja, Ein leeres Haus

A. S.

## Sommerliche Schloss-Serenaden

Die wunderbar langen und lauen Sommerabende sind wieder da und locken uns nach des Tages Arbeit ins Freie zu Erholung und Musse. Eine ganz besonders feine Art solch abendlicher Entspannung bieten die längst zur Tradition gewordenen und aus dem Sommersemester nicht mehr wegzudenkenden Serenaden auf Schloss Kyburg und in Rapperswil.

Das Winterthurer Streichquartett, das jeweils die Gestaltung dieser stimmungsvollen Konzerte übernimmt, wartet auch heuer wieder mit Perlen der Kammermusik auf: Mozart, Haydn und Dvorak stehen auf dem Programm der Kyburg-Serenade; in Rapperswil erklingen Werke von Schubert, Mendelssohn und, als spezieller Leckerbissen, Mozarts Oboenquartett (die Oboe bläst Egon Parolari).

Wer möchte sich nicht von der zauberhaften Stimmung dieser Serenadenabende in Bann schlagen lassen, wenn man im dämmerigen Burghof, über welchem sich der weite Himmel wölbt und dessen ehrwürdiges Gemäuer dann der Schein der Fackeln zu gespenstischem Leben erweckt, den sanften Klängen der Musik lauscht. Das ist je-

desmal ein neues, eindrückliches Erlebnis, zu dem sich hoffentlich auch dieses Jahr eine grosse Zuhörerschaft, vor allem möglichst viele Studenten einfinden werden.

Währenddem ein Car die Konzertbesucher nach der Kyburg bringen wird, bietet die geruhsame Schifffahrt zur Serenade in Rapperswil eine zusätzliche Sommerabend-Attraktion!

Die Daten: Kyburg: Samstag, 15. Juni (evtl. 22. oder 29. Juni); Rapperswil: Donnerstag, 20. Juni (evtl. 27. Juni)

Nota bene: Studenten mit Legi bezahlen nur den halben Eintritt! sn

## Momente

Die Revolutionen haben in der Welt nichts geändert (Briand, Frankreich und Deutschland)

Die Krankheiten, die das Wachstum der Menschheit bezeichnen, nennt man Revolutionen. (Hebbel, Tagebücher 1850)

Die Revolution ist die Notwehr des Volkes, welches in seinen heiligsten Rechten gekränkt ist. (Lothar Bucher, in der Nationalzeitung 1890, 43, 395)

## Zur Revision der Bundesverfassung

Am 16. Mai 1968 wurde an der Universität die »Arbeitsgemeinschaft der Universität Zürich für die Totalrevision der Bundesverfassung« gegründet. Die Arbeitsgemeinschaft umfasst sechs Arbeitsgruppen, die sich mit folgenden Problemkreisen befassen:

1. Bund und Kantone (Leitung: Prof. U. Häfelin)
2. Bundesbehörden (Prof. M. Beck)
3. Volksrechte (Prof. H. Nef und Dr. H. W. Kopp)
4. Beziehungen zum Ausland (Prof. D. Schindler)
5. Schutz der Persönlichkeit (Prof. W. Kägi)
6. Staat und Wirtschaft (PD Dr. M. Usteri)

Aufgabe der Arbeitsgemeinschaft, in der Dozenten, Assistenten und Studenten als gleichberechtigte Partner zusammenarbeiten, ist es, bis Ende 1968 die Stellungnahme der Universität Zürich zum Fragenkatalog der »Arbeitsgruppe für die Vorbereitung einer Totalrevision der Bundesverfassung« (Kommission Wahlen) auszuarbeiten. Den meisten Arbeitsgruppen stehen als Grundlage die schriftlich festgehaltenen Resultate des Boldern-Seminars zur Verfügung, das im März von ca. 50 Studenten durchgeführt worden war. Zur Erledigung administrativer Arbeiten (Sitzungsvorbereitung, Informationsaustausch, Kontakt zu andern Hochschulen, usw.) verfügt die Arbeitsgemeinschaft über ein Sekretariat.

Peter Schädli

## Wir bleiben am Ball!

Unsere Poster-Aktion ist ein Maxi-Erfolg. Auf Erfolge soll man nicht ruhen; wir haben unser Sortiment erweitert und einen Laden eröffnet. Nach wie vor zu den billigsten Preisen der Umgebung (allerdings nur für unsere Leser). Wir führen: Photoposters (siehe Liste), 105/76 cm, Fr. 6.-; Mini-posters, 10 Stück Fr. 6.50; Concertposters, 40/50 cm, Fr. 6.50; New York Psychedelics, Fr. 8.-; San Francisco Psychedelics, Fr. 10.-; für Auswärtige die Superwundertüte (Posters im Wert von ca. 33.-), Fr. 28.-.

## Passepartout

Gegen Abgabe dieses Passepartout in unserem Geschäft Mühlebachstrasse 6 Zürich (im Hause des Kinos Piccadilly) erhalten Sie jede Menge Posters zu den einmaligen Studentenpreisen.

Öffnungszeiten (bis Ende Mai: Publikation der neuen Zeiten im nächsten »zürcher student«):  
Samstag 10.00-17.00 Uhr  
Mittwoch 13.00-18.30 Uhr

Prompter Postversand per Nachnahme. Bitte Ersatzwünsche angeben, falls einzelne Posters ausverkauft sind.



Raquel Welch als Poster, fasziniert von »zürcher student«-Angebot und den revolutionären Preisen. Kostenpunkt der Steinzeitdame: Sex Franken.

## Liebst Du

es, stets auf Draht zu sein, nette und weniger nette Leute kennenzulernen, Dich mit allen unmöglichen Problemen der Welt auseinanderzusetzen, mit Finanzen, Telefonen, Zeit, Ordnung, Papier, Sekretärinnen und sonstigen aufässigen Elementen zu streiten?

## Kannst Du

schreiben (sachlich, ernsthaft, engagiert, nüchtern, fundiert, oberflächlich, zynisch, spöttisch, polemisch, witzig), diskutieren, zeichnen, fotografieren und Werbetexte verfassen?

## Hast Du

Ausdauer, Selbstsicherheit, eigene Gedanken, Probleme und originelle Ideen sowie Lust, auch um Mitternacht noch Telefone zu erhalten?

## Bist Du

zudem Student(in) der Universität in den unteren vier Semestern?

## Dann bist Du unser Mann - oder unsere Frau

Der »zürcher student« sucht auf das Wintersemester 1968 hin einen neuen Uni-Redaktor und Mitarbeiter. Melde Dich auch dann, wenn Du glaubst, nicht alle Anforderungen zu erfüllen. Vielleicht hast Du andere Qualitäten. Ein unverbindliches Gespräch wird auch Dir nützen.

Die Redaktion



Ein herrlicher Vergleich findet sich in der »Weltwoche« vom 10. Mai. Hugo Loetscher legt dar, dass nicht zuletzt auch der Gewerbeverband bestrebt ist, Einfluss zu nehmen auf die Universitätspolitik in Zürich, und führt dazu aus: Die Wissenschaft sei schon immer abhängig gewesen von der Wirtschaft; man müsse sich ja nur vor Augen halten, dass Sokrates von einem Gerber angeklagt worden ist.

## Zimmervermittlung

Deine Bude für einen ausländischen Studenten!

Wie schon das letzte Jahr suchen wir auch in diesem Jahr wieder dringend Zimmer für unsere ausländischen Praktikantinnen und Praktikanten, und auch in diesem Jahr möchten wir Euch sehr bitten, uns umgehend ab sofort jede freie Wohnmöglichkeit zu melden.

Wir erwarten Euren Anruf unter der Nummer (051) 84 36 82 oder Privat (051) 88 30 39.

AEIESEC  
Rämistrasse 66  
Local Committee  
Zürich



Ihr Studium nähert sich dem Abschluss. Die Dissertation erfordert von Ihnen eine weitere Anstrengung!

Um Zeitaufwand und Kosten möglichst niedrig zu halten, steht Ihnen ein Schweizer Fachmann zur Verfügung, der sich seit 20 Jahren auf den Druck von Dissertationen spezialisiert hat.

Unverbindlich stehen Ihnen folgende Unterlagen zur Verfügung:

- Muster-Dissertation
- Anleitung für Druckvorbereitung
- Verlagskatalog für bish. Diss.

## Juris Druck + Verlag

Dr. H. Christen  
Basteiplatz 5, 8001 Zürich  
Tel. (051) 27 77 27

Lichtbildervortrag

### BIAFRA

Ein Volk muss überleben, Dokumentation eines Schreckensjahres

Es spricht: Dr. Oruh Kalu, Biafra

Nachwort: Nationalrat Walter Renschler  
»Was können wir tun?«

Freitag, 31. Mai 1968, ETH, Audi I, 20.00 Uhr

Unkostenbeitrag Fr. 1.-

Das Zürcher Mittelschultheater spielt zugunsten der

### Aktion pro Biafra

## Romeo und Jeanette

von Jean Anouilh  
Freitag, 7. Juni 1968

Aula des Gymnasiums Freudenberg  
Preise und Vorverkaufsstellen werden noch bekanntgegeben.

### Serenade auf Schloss Kyburg

Samstag, 15. Juni 1968, 20.15 Uhr (bei schlechter Witterung Samstag, 22. oder 29. Juni)

### Das Winterthurer Streichquartett

spielt Werke von Mozart, Haydn und Dvorak

Vorverkauf in Winterthur: Verkehrsbüro; in Zürich: Jecklin und Zentralstelle der Studentenschaft. Abendkasse  
Preise: Sitzplatz (num.) Fr. 6.60, Studenten mit Legi Fr. 3.30

Autobus: Pendelverkehr ab Arch-Platz Winterthur von 18.30 Uhr an; ab Zürich: Poly-Terrasse ab 19.00 Uhr. Anmeldung Reisebüro Hafner, Tel. 48 48 00

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name: \_\_\_\_\_

Vorname: \_\_\_\_\_

Wohnort: \_\_\_\_\_

Kanton: \_\_\_\_\_

Strasse: \_\_\_\_\_

Fakultät: \_\_\_\_\_

(bitte in offenem Couvert mit 10 Rp. frankiert zustellen)

# Eine Konfrontation

Story: Stephan Bosch  
Kritzeleien: Willi Wottreng

Wir konfrontieren auf dieser Seite eine Kurzgeschichte mit einer Reihe von Skizzen, deren einzige Gemeinsamkeit darin besteht, keinerlei Anspruch auf akademischen Kunststrang zu erheben; beide sind bewusst unkünstlerlich, ja grob und unschön – und doch würde der zünftige Germanist erklären, sie liessen keine disharmonisierende Spannung entstehen. Ob dem so ist, darüber soll der Leser urteilen.

Der Wirt winkelte den Arm an, als ob er den Bizeps machen wollte, und sagte: »Der Wein von Elba hat's in sich.« Wir bestellten trotzdem noch einen Liter, obwohl wir schon tüchtig betrunken waren. Er brachte die Flasche, wir schenkten uns gegenseitig zwei »Hundertliterläser« voll und begannen auf irgendwas anzustossen und spülten uns zuerst mal den Mund, um uns an die neue Flasche zu gewöhnen. Es war wirklich ein verflucht guter Wein; die Flasche kostete 200 Lire, und wir bearbeiteten sie mit Liebe und Ausdauer. An den Wänden hingen grässliche Bilder rum. Das geht mir immer so: Ich latsche dauernd in Kneipen rein, die grässliche Bilder rumhängen haben. Jesus mit durchbohrtem Herzen und Gold-

niedergeschmettert. Verstand nichts von Poesie, dieses Aas. Giuseppe war stiller geworden und trank den Wein, den er uns bezahlt hatte. Und wir bestellten nochmals eine Flasche, obwohl wir verladen waren wie zwei hundertjährige Söldner. Draussen wurde es dunkler. Die Gassen gerieten in ein mattes Licht. Ein Lichtband fiel von der Türe des Lokals auf die Gasse. Es wurde angenehm kühl. Ich versuchte an ein Mädchen zu denken und bildete mir ein, ich sei verliebt. Wenn ich betrunken bin, kann ich mir das gut vorstellen. Doch dann begann Nick was zu erzählen, von einem Hausboot in Kalkutta. Er war mal ein Jahr in Indien gewesen, und wenn er betrunken war, begann er zu schwelgen und Fakir zu spielen, brennende Zündhölzer zu schlucken und Europa und sich selbst zu verfluchen, dass er niemals ins verdammte Europa zurückgekehrt war. Das tat er immer, wenn er betrunken war. Vermutlich wäre es das beste gewesen, er wäre drunten abgekratzt und sie hätten ihn in den Ganges geschmissen oder so. Er fand ganz Europa lausig, und ich erzählte ihm von den hungernden Inderkinderchen und von der besitzenden Ausbeuterschicht und dem lausigen Klima. Aber er fand Indien grossartig und Europa lausig und fluchte.

Giuseppe begann sich auch an unsere Flasche ranzumachen, der grosszügige Spender; hoch mit Giuseppe, er soll leben und unseren Wein trinken, ein Hoch auf den Bootsfahrer, ein Hoch auf alle Bootsvermieter Italiens! Wir entschlossen uns, in ein Café zu sitzen, um einen Espresso zu trinken und uns auf die Beine zu helfen. Wir standen auf und bezahlten an der Kasse; und dann lief Giuseppe auf uns zu, lachte und lachte und erzählte was von seiner Grotte. Ich machte ihm klar, dass ich bestimmt aus seinem verfluchten Boot rauskippen würde und jämmerlich ertränke, und ich malte ihm aus, was für Scherereien er mit der Polizei und den Behörden hätte, wenn ich ertrinken würde im tiefen, tiefen Meer. Und wie ich nach zehn Tagen in seiner wunderschönen Azurrotte auf der Wasseroberfläche treiben würde, als aufgeschwemmte Wasserleiche, die sein gan-

zes Geschäft vermasselt, weil Touristen keine Wasserleichen mögen. Ich bin ein guter Schwimmer, aber ich wäre tatsächlich ertrunken. Ich hatte keine Ahnung mehr von Schwimmbewegungen und so, hurra, hurra, ich bin ein Sportler, der keine Schwimmbewegungen mehr kann! Wir gingen über die Piazza Grande dem Hafen entgegen. Ich schritt gerade wie ein verdammter General bei der Truppeninspektion. Im Ernst, ich lief geradeaus, ich Kanone. Ich fühlte mich wie ein Teufelskerl, weil ich noch geradeaus gehen konnte. Nick schlenderte neben mir mit viel Fleisch durch die Gassen und erklärte mir dauernd, wie grossartig er sich fühle. Wir begannen englisch zu reden, weil wir uns so grossartig fühlten. Wir gingen dem Quai entlang an den mattglänzenden Jachten vorbei und sahen ein paar hundert Meter weiter den erhellen Boulevard des Café Roma.

»Oh God, I'm just flying«, sagte Nick.

»Yeah«, sagte ich und slangte das herrlichste Yeah meines Lebens. Nick sagte: »You're really great, just great!« »Why?« »Cause you got the brightest yeah I've ever heard. Just great«, er begann sich zu berauschen, »really just great like you did it, do it again, do it again!« »Yeah«, sagte ich.

Wir setzten uns draussen an den Boulevard. Das Licht war gelb und gedämpft. Wir sahen auf das Meer. Es war schwarz und still und blank wie ein Spiegel. Wir tranken den Espresso und rauchten grässliche Zigaretten. Viele Leute schlenderten vorbei. Einzelgänger, Zweigänger und Gruppengänger, alles schlenderte vorbei. Eine hübsche, feine Kollektion von Leuten. Alte Männer und Frauen mit grauer Haut. Verfluchte Familienväter und Mütter und Kinder und was sonst noch dazu gehört. Und Mädchen, Herr im Himmel, eine ganze Menge lieber, niedlicher Mädchen.

Nick sagte: »Hab' Lust, mir was aufzuressen.«

Mengen von diesen fixen Jungs. Wir tranken den Grappa und überlegten dabei fieberhaft, woher die Rekruten eigentlich kamen. Sie gehörten nicht zur Armee. Aber irgendeine Funktion mussten sie schon haben. Keine verfluchten Soldaten, eben Rekruten von irgendwas. Rekrut allein genügt. Rekruten sind alle die gleichen, auf der ganzen Welt. Rekrut ist Rekrut.

Dann beobachteten wir die Marine-soldaten. Vermutlich hatten diese Nacht alle Uniformierten Italiens Ausgang. Sie hatten schneidige Matrosenanzüge an. Solche, wie sie die kleinen Jungen in den Parks tragen, wenn sie mit ihren Müttern spazierengehen. Richtige niedliche, süsse Matrosenanzüge. Auch fixe Jungs. Alles fixe Jungs hier. Werde irgendwem eine Postkarte schicken und schreiben: »Hier auf Elba hat's lauter fixe Jungs, mit weissen Handschuhen oder fabelhaften Matrosenanzügen. Alles fixe Jungs hier auf Elba.«

Wir zählten, und ich glaube, ich erzählte Nick etwas über ein Mädchen und Liebe. Nick lachte und brüllte und lachte, und die Leute blickten sich um und schauten zu, wie er lachte. Ich fand das nicht so umwerfend komisch, was ich gesagt hatte, und zuerst zögerte ich. Doch dann lachte ich auch, und wir brüllten vor Lachen und tanzten durch die Stadt und wollten diese Nacht draussen übernachten.

Wir verliessen also Porto Ferrajo, brachten die Asphaltstrassen hinter uns und hörten den Kies knirschen in der Nacht.

Wir begannen zu laufen. Wir liefen eine Anhöhe hinauf. Die Weghalden dufteten, und ein leiser Wind strich über die Blumen und ausgedörrten Stauden. Wir rannten vorbei an den schroffen Felsabbrüchen, aus denen noch die Hitze des Tages strömte, und vorbei an den Wegkreuzen und Madonnenstatuen, die mit verwelkten Blumen umrahmt waren. Wir liefen über eine Brücke und hörten ein stilles Rauschen, und dann begann der Weg wieder abzufallen, vor uns lag schwarzflüchtig das Meer, und die Lichter einiger Dörfer spiegelten sich auf dem dunklen Grund.

Mein Gott, ich glaube, wir durchliefen die ganze Insel. Wir rannten, und meine Lunge schmerzte, und ich fühlte, wie mir der Schweiß in dicken Perlen auf der Stirn stand, als wir eine leichte Anhöhe hinaufliegen. Wir kamen an düsteren Kapellen, alten Kirchen und verfallenen Scheunen vorbei. Wir liefen die ganze Nacht. Ich spürte diesen stechenden Schmerz in den Lenden. Es war wahnsinnig.

Dann graute der Morgen, und wir rannten einen Hügel empor, sehr langsam und keuchend, und ich glaubte mich übergeben zu müssen. Wir waren



Weingeist

## Im stillen Kämmerlein

langsam erwachte der abt und sah immer deutlicher, wie zwei ellen oberhalb seiner heiligen nase die stünde baumelte, anfänglich gemessen und beherrscht, juckte er von seinem bescheidenen lager auf, um mit seinen heiligen zähnen nach ihr zu schnappen, nach drei erfolglosen versuchen gelang es ihm schliesslich, sie an ihrem dickeren ende zu erwischen. geniesserisch grub er nunmehr seine heiligen zähne in das rauhe fleisch, jeden bissen drehte und wühlte er zuerst in seinem munde umher, vermischte ihn mit seinem speichel und spuckte ihn dann wohlgezielt gegen das bild der jungfrau, dort blieben die fleischigen mocken haften und glotzten tränend in die bescheidene zelle. offenbar fand der abt in höchstem masse gefallen an dieser tätigkeit; auf alle fälle trieb er das spiel so lange, bis von der stünde nur noch das dümmere ende übrig war, er war gerade im begriffe, auch dieses auszuspecken, als die glocke der klosterkirche zum alltäglichen morgengebet aufrief, der abt behielt seinen letzten bissen im munde, setzte sich die heiligenschein auf und begab sich in die kirche.

Martin Kunz

## Der Morgen, der nicht war

an dem morgen, an welchem er kommen sollte, kam er nicht. trotz der mittagstunde traf das kursschiff ohne ihn am strandrand ein, dessen muscheln sich wie immer nach süsswasser sehnten. traurig baumelte die windfahne am mast, und doch war das leben ohne ihn nicht eigentlich sinnlos. immer noch blies der wind in den sonnenstrahlen, noch immer benetzten die regentropfen den staub der luft; das leben ging! so verliess ich den einäugigen tintenfisch und begab mich in die kuchenküche, wo ein hellblauer gefallener engel weiblicher nationalität muscheln öffnete. ich glaubte, er hiess eiliane, allein er hiess ganz gewöhnlich hedwig. ich träumte also dahin und unversehens schrillte die glocke, die zum gefecht rief. kokosnüsse wurden bereitegelegt, sand in die bambusrohre gepresst, und schon ging man aufeinander los. kaum hatte ich einmal den ball erwischt, machte ich mich auf und davon, doch leider kenterte das rettungsboot, so dass die windmühle trotz des sturms stille stand. – ich konnte nichts mehr denken, ich sass, ich erhob mich: kein zweifel, das meer war gelb, kein zweifel, der morgen hatte nicht stattgefunden.

Werner Bauer



Erotischer Selbstschuss



Hélas

schein und Silberblick. Herr im Himmel, dein Sohn ist eine Flasche! Dann kam Giuseppe reingetanzt; er klatschte in die Hände, als er uns sah, schrie uns zur Begrüssung taub und zerklopfte uns die Schultern. Natürlich wollte er uns ums Teufels willen einen Liter bezahlen. Und dann erzählte er uns von einer Meerrotte, die Azurlicht hatte oder so, und er wollte uns hinfahren mit seinem Boot. Der Spass hätte aber jeden 1000 Lire gekostet, und ich finde Azurgrotten sowieso blöd. Ansichtskarten und Touristen verlei den einem alle Azurgrotten der Welt. Es dauerte eine Weile, bis er rausfand, was ich über seine verdammte Grotte dachte, und er tanzte rum und schien es einzusehen und klopfte auf unseren Schultern rum und nannte uns »amick«. Ich begann ein Gedicht zu schreiben, ich Riesenidiot, so betrunken war ich blöder Dichter. Ich sagte zu Nick: »Der Abend erlischt in trauriger Gebärde«, und fragte ihn, wie er diesen Gedichtanfänger finde. Er sagte: »Koecks.« »Es ist ein genialer Satz«, sagte ich. »Koecks.« »Das ist phantastische Poesie, herrgottschneimal, du verstehst keinen Dreck von Poesie«, sagte ich. Er sagte: »Nichts Poesie, Koecks.« Es war nicht zu fassen. Er war nicht

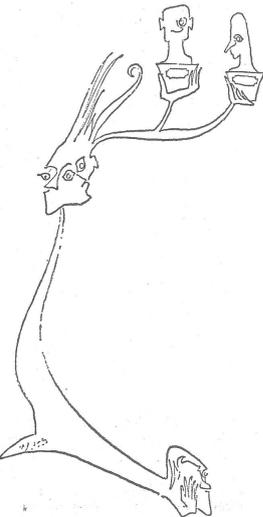


Janus beim Spaghettimahl

Der Wirt winkelte den Arm an, als ob er den Bizeps machen wollte, und sagte: »Der Wein von Elba hat's in sich.« Wir bestellten trotzdem noch einen Liter, obwohl wir schon tüchtig betrunken waren. Er brachte die Flasche, wir schenkten uns gegenseitig zwei »Hundertliterläser« voll und begannen auf irgendwas anzustossen und spülten uns zuerst mal den Mund, um uns an die neue Flasche zu gewöhnen. Es war wirklich ein verflucht guter Wein; die Flasche kostete 200 Lire, und wir bearbeiteten sie mit Liebe und Ausdauer. An den Wänden hingen grässliche Bilder rum. Das geht mir immer so: Ich latsche dauernd in Kneipen rein, die grässliche Bilder rumhängen haben. Jesus mit durchbohrtem Herzen und Gold-

niedergeschmettert. Verstand nichts von Poesie, dieses Aas. Giuseppe war stiller geworden und trank den Wein, den er uns bezahlt hatte. Und wir bestellten nochmals eine Flasche, obwohl wir verladen waren wie zwei hundertjährige Söldner. Draussen wurde es dunkler. Die Gassen gerieten in ein mattes Licht. Ein Lichtband fiel von der Türe des Lokals auf die Gasse. Es wurde angenehm kühl. Ich versuchte an ein Mädchen zu denken und bildete mir ein, ich sei verliebt. Wenn ich betrunken bin, kann ich mir das gut vorstellen. Doch dann begann Nick was zu erzählen, von einem Hausboot in Kalkutta. Er war mal ein Jahr in Indien gewesen, und wenn er betrunken war, begann er zu schwelgen und Fakir zu spielen, brennende Zündhölzer zu schlucken und Europa und sich selbst zu verfluchen, dass er niemals ins verdammte Europa zurückgekehrt war. Das tat er immer, wenn er betrunken war. Vermutlich wäre es das beste gewesen, er wäre drunten abgekratzt und sie hätten ihn in den Ganges geschmissen oder so. Er fand ganz Europa lausig, und ich erzählte ihm von den hungernden Inderkinderchen und von der besitzenden Ausbeuterschicht und dem lausigen Klima. Aber er fand Indien grossartig und Europa lausig und fluchte.

Giuseppe begann sich auch an unsere Flasche ranzumachen, der grosszügige Spender; hoch mit Giuseppe, er soll leben und unseren Wein trinken, ein Hoch auf den Bootsfahrer, ein Hoch auf alle Bootsvermieter Italiens! Wir entschlossen uns, in ein Café zu sitzen, um einen Espresso zu trinken und uns auf die Beine zu helfen. Wir standen auf und bezahlten an der Kasse; und dann lief Giuseppe auf uns zu, lachte und lachte und erzählte was von seiner Grotte. Ich machte ihm klar, dass ich bestimmt aus seinem verfluchten Boot rauskippen würde und jämmerlich ertränke, und ich malte ihm aus, was für Scherereien er mit der Polizei und den Behörden hätte, wenn ich ertrinken würde im tiefen, tiefen Meer. Und wie ich nach zehn Tagen in seiner wunderschönen Azurrotte auf der Wasseroberfläche treiben würde, als aufgeschwemmte Wasserleiche, die sein gan-



Der Histenhalter

»Eine Chancen«, sagte ich. »Ich habe aber verdammst Lust, mir was aufzuressen.« »Keine Chancen«, sagte ich. »Zu jung oder zu alt, mit Mami oder Papi, zu schön oder zu hässlich, zu spät für die eine, zu früh für die andere. Kommst nicht an sie ran. Am Boulevard sowieso nicht. Schlechter Startplatz.« Nick sagte: »Ich verspüre das Bedürfnis auf ein Doppelschläfchen. Hab wirklich Lust drauf.« »Mit einem doppelten Lottchen«, antwortete ich. Ich bin ein Witzbold, ein richtiger Schelm bin ich, hurra, ich bin ein ganz humorvoller Witzbold! Aber Nick hatte die Pointe nicht bemerkt, oder er hatte nicht zugehört, denn er rief den Kellner und bestellte zwei Grappas aus der Flasche mit dem grünen Zeugs drin.

Wir sprachen darüber, ob wir es mit einer Hure in Genua machen sollten. Auf dem Rückweg. Aber wir hatten die Lieben auf dem Hinweg gesehen, als wir uns in Genua betranken, und die Aussichten, einen Brechreiz beim Beischlaf zu riskieren, waren nicht umwerfend. Die armen Dingerechen waren zu hässlich. Genua hat wahrscheinlich die hässlichsten Huren der Welt. Arme Genua, arme, arme Matrosen, die in Genua vor Anker gehen.

Es gingen Rekruten von der »Guardia di Finanza« vorbei. Sie hatten die Köpfe ganz kahlgeschoren. Sie trugen feldgrüne Uniformen mit gelben Paletten an den Schultern und steifen Kappe. Es hatte rasend viele solche Kerle hier. Irgendwo musste da ein Nest sein.

Sie schritten vorbei, stolz auf ihre Uniform mit ihren Igelköpfen und ihren weissbehaandschuhnten Händen. Eine ganze Menge ging vorbei, ganze



Aeffisch

oben. Wir liessen uns ins Gras sinken. Wir waren müde wie gehetzte Hunde, und ich glaube, ich habe mich wirklich erbrochen.

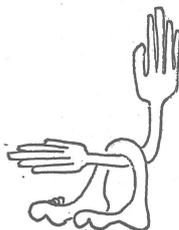
Zwischen den dunstigen Bergabhängen stieg die Sonne empor. Die Vögel zwitscherten, alle Vögel zwitscherten. Diese Insel war voller Vögel. Es war ein mächtiges Konzert. Wir lagen atemlos im Gras, und ich hatte ein kaltes und nasses Gesicht. Bestimmt sah ich aus wie eine Leiche.

Aber ich lag da auf diesem Hügel, und die Sonne ging auf; ich roch den Duft dieser verdammten Heidekräuter. Ich stellte fest, dass dieses Land ein Land zum Leben war.

Nein, das war zuviel. Aber ich hatte das Gefühl, dass dieses Land einen Versuch zu leben wert war. Herr im Himmel. Wenigstens war das ein Versuch zu leben.



Land in Sicht



Polizist

**BUCHHANDLUNG SONNEGG  
PAUL SCHIBLI**

Sonneggstrasse 29 8006 Zürich  
Telefon 051 34 07 88

**BÜCHER + PAPETERIE PLATTE  
H. U. ZBINDEN + CO.**

Zürichbergstrasse 17 8028 Zürich  
Telefon 051 47 57 33

## Wissen im Taschenbuch:

B. I.-Hochschultaschenbücher  
Heidelberger Taschenbücher  
Sammlung Goeschen  
Wissenschaftliche Taschenbücher  
Kleine Ergänzungsreihe zu Hochschul-  
büchern für Mathematik  
dtv-Atlas zur Biologie Bd. I  
Thieme-Taschenbücher  
Auxilium Repetitorien  
Dr. O. Sckells Repetitorien

Fischer-Lexikon in 40 Bänden  
Fischer-Weltgeschichte  
dtv-Atlas zur Weltgeschichte  
dtv-Lexikon in 20 Bänden  
rororo-Lexikon in 9 Bänden  
Ullstein-Weltgeschichte in 5 Bänden  
Kindlers Akademische Taschenbuchreihe  
»Geist und Psyche«  
Reihe »Angewandte Psychologie«  
Rascher-Paperbacks Psychologie

Edition Suhrkamp Taschenbuchreihen dtv rororo  
Ullstein Fischer  
Reclam

Wir sind gross genug,  
um Sie gut bedienen zu können —

klein genug,  
um für jeden Auftrag dankbar zu sein!

Importeur Wismar & Co. Basel

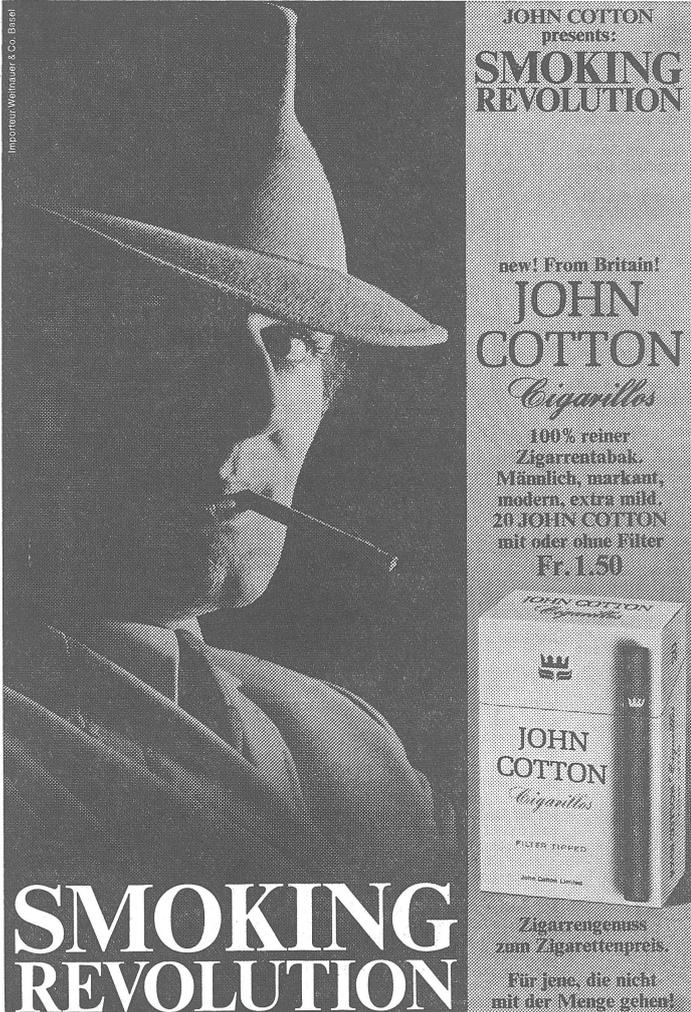
JOHN COTTON  
presents:  
**SMOKING  
REVOLUTION**

new! From Britain!  
**JOHN  
COTTON**  
*Cigarillos*

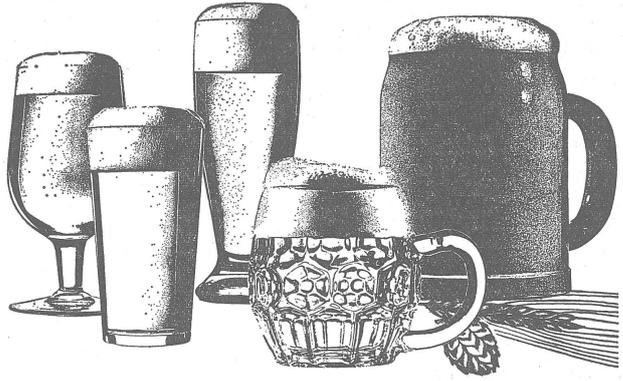
100% reiner  
Zigarettabak.  
Männlich, markant,  
modern, extra mild.  
20 JOHN COTTON  
mit oder ohne Filter  
Fr. 1.50

**SMOKING  
REVOLUTION**

Zigarrengemiss  
zum Zigarettenpreis.  
Für jene, die nicht  
mit der Menge gehen!



Köstlich bis zum letzten Tropfen



...natürlich — rassiges, schäumendes

## Zürcher Bier

Für Nachschub sorgen

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG, ZÜRICH  
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG, ZÜRICH  
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.

# Klammerbuch und Tischtheater

Vor tausend Jahren fand eine kulturelle Revolution statt: Was bisher in Rollenform auf Pergament notiert worden war, fügte man plötzlich in einzelnen Blättern zusammen. Das Buch entstand, und der Beruf des Buchbinders war entdeckt.

Heute aber stirbt der Buchbinder aus. Und mit ihm das Buch. Kein Wunder, dass gewitzte Verleger dieser Tatsache Rechnung tragen. Doch nun endlich ist einer Berliner Galerie der grosse Wurf gelungen; sie hat das Buch der Zukunft erfunden: das Klammerbuch, bei dem es keine Eselsohren mehr gibt. Die Schüler werden sich freuen:

Das Klammerbuch ist ein Buch mit einer grossen Klammer, wie die Fischer sie verwenden, wenn sie Spanten verleimen. Statt einzelner Seiten finden sich dicke Holzplanen, die ein wenig an Moses' Gesetzestafeln erinnern, nur dass die zehn Gebote durch »happening«, ersetzt worden sind. Ein Buch der Happenings also.

Verfolgen wir deren Ablauf näher: Ort: »autofriedhof in der nähe des flugplatzes tempelhof in berlin«. Situation: »dauernd überfliegen gestartete flugzeuge den platz – das publikum klettert und kriecht einen mit schuere vorgeschriebenen weg durch das automobillabyrinth – leichtentuecher bedecken die alten karosserien.« Ziel der Aktion: »erleben sie eine sekunde – eine minute – eine stunde – eine phase 1965.«

und danach: »zwanzig minuten ist die situation, wie sie ist.«

und danach: 100 aktionen, aufgeführt von zwölf mitwirkenden und einer beliebigen Anzahl Zufallspublikums (zfp), 100 Aktionen, welche »sich der handlungen als kunstwerke bewusst werden lassen.

als da sind:

- »starren der fahrkartenverkäuferin in der u-bahnstation
- parkplatz suchen
- elektrische uhr im sand des ruinen-geländes vergraben
- ein ei darauf ausschlagen
- über deutschland schimpfen
- parkplatz suchen
- in den keller gehen
- mit einem schweissergerät dem sekun-denzeiger der uhr folgen
- 44 brillantrosa-lippenstifte auf die ta-schen einer griechischen schreibmaschine kleben
- koffer mit wasser füllen 5 taschenlam-pen mit brausetabletten hinzufügen im ebbezeit ueber einen schuhoeffel in leere goldbroden kullern lassen
- ein 3 kg brot mit gold annalen
- telefonbuch suchen
- magazin der spiegel in der wasch-maschine waschen und schleudern
- magazin der spiegel mit vorhaenge-schluss verschliessen – schliessel am fenster hinauswerfen
- ueber umleitungen fluchen
- anhalten versuch zwei gleiche tische zu kaufen – 1. geschaeft
- anhalten versuch zwei gleiche tische zu kaufen – 2. geschaeft
- warten
- warten
- sich bewusstwerden dass es keinen schluss gibt
- lesen der ankündigung dass das ereig-nis stattfindet

Vor zweitausend Jahren fand eine kulturelle Revolution statt: Was bisher im Weinrausch gesprochen und getanz worden war, zerlegte man plötzlich in einzelne Akte. Das Theater entstand, der Beruf des Schauspielers war entdeckt.

Nicht dass heute der Schauspieler ausstirbt – im Gegenteil. Kein Mensch, der nicht Schauspieler ist. Aber es fehlt die Bühne. Und dem Publikum das Geld. Was Wunder, wenn gewitzte Dramatiker dieser Tatsache Rechnung tragen. Auch hier ändern Rollen:

Heute endlich hat einer die Lösung und das Tischtheater erfunden, welches der »privaten bewusstseinsbefriedigung diene« (auflage 50 stck.).

Wie der Name sagt, ist Tischtheater Theater, welches auf dem Tisch gespielt wird. Mehr ist nicht dabei. Sehen wir uns einige der Dramen näher an:

Gegeben: Ein Spielbrett mit zwei Feldern.

Sonst: nichts; allenfalls zwei Spieler.

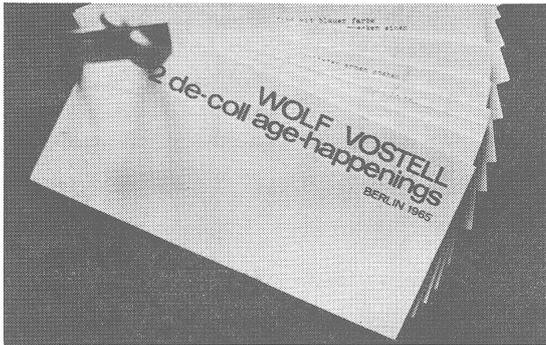
Name des Spiels: »Schon gewonnen\*\*\*«

Zu den Anmerkungen: \* »schon verloren« ist ein konversationspiel von l.g.&t.s mit den beiden dialogmöglichkeiten: I. »waren Sie schon mal in goslar?« – »ja!« – »schon verloren!« und II. »waren Sie schon mal in goslar?« – »nein!« – »schon verloren!«

\*\* moral und motto dieses brettes: »der dehzug ist zwar schneller als die post-rutsche, aber dafür war die post-rutsche langsamer!«

Spielregeln: vor den bezeichneten seiten (A,B) des brettes nehmen die bei-den spieler platz.«

Aufgabe: »zu arrangieren ist: (durch gegebenenfalls I; (greiftnurzu:) drehen des brettes, II. (ballett: tauschen der plaezte), dass spieler a der aeltere ist und spieler b der juengere ist spieler a der kleinere ist und spieler b der grossere ist spieler a der staerkere ist und spieler b der schwachere ist spieler a die kuertzere haare hat und spieler b die laengzere haare hat und spieler a die augenlider seltener bewegt und spieler b die augenlider oeftter bewegt



spieler a die waermere nase hat und spieler b die kaelttere nase hat spieler a die laengere zunge hat und spieler b die kuertzere zunge hat spieler a der weniger durstige ist und spieler b der durstigere ist spieler a den tieferen nabel hat und spieler b den flacheren nabel hat spieler a die kleineren zehen hat und spieler b die grosseren zehen hat spieler a dieses spiel lieber spielt und spieler b dieses spiel weniger gern spielt

Ein anderes Drama: »uer und fuer.« – ein zeitspiel fuer 4 glas fluessiges und 1 initiator-«

Auf der Bühne: Gezeichnet 4 kleine Kreise.

Aufgabe: »lass ein glas wasser, ein glas tee, ein glas bier und ein glas salzwas-

ser miteinander um die wette verdu-nden.«

Ein Trauerspiel: Bühnenbild: 100 Felder

Aufgabe: 1. (wasas): lege in diese 100 felder 10 gleichartige dinge (blueten o. knoepfe o. erbsen o. reisszwecke o. ro-sinen o. ae.), nimm dann 99mal das jeweils schlechteste (haesslichste/un-gemehmste/...) wieder weg. »Belasse das beste (schoenst/angenehmste/etc.) fuer eine beliebige anzahl von sekun-den/minuten/stunden/tagen/wochen/monaten/jahren an seiner stelle.«

2. (woher): lasse dieses brett so lange offen liegen, bis wenigstens ein ding in einem feld liegt.

3. (wann): lege ein flaches ding in

ein bestimmtes feld. decke das ding und das ganze spielbrett mit einem tuch zu. lufte das tuch erst wieder a) entweder, wenn du vergesssen hast, in welchem feld das ding liegt; b) oder wenn du vergesssen hast, was fuer ein ding unter dem tuch liegt; c) oder wenn du vergesssen hast, dass das spiel noch laeuft

4. (wieviel): versuche, bei gelegenheit zu arrangieren, dass auf jedem der felder ein daumen liegt

Wenn dir das gelungen ist, wird dich die Polizei wegen abnormalen Liebes-lebens verhaften.

Verkauf: Buchhandlung Krauthammer am Predigerplatz. Klammerbuch: Wolf Vostell, 2 de-coll/age-happenings, Berlin 1965, Thomas Schmits Tischtheater, 78 Spiele und Stücke, Westberlin 1968.

## Ueber den Sinn, Kunstfälschungen zu entlarven

Der »Tages-Anzeiger« vom 25. 1. 1968 brachte einen Artikel über die Methoden zur Entlarvung von Kunstfälschungen: Stilkritik, mikroskopische Untersuchungen, ultraviolettes Licht und Röntgenaufnahmen zur Feststellung von Malschichten, chemische Analysen der Farbstoffe und Bindemittel, Beobachtungen an Nägeln, Leinwandbefestigung und -qualität, Holzart und Rahmenfügung usw. Dieser enorme Aufwand regte die folgende Untersuchung an, die hier in Form von Thesen vorge-tragen wird.

1. Fälschungen von Kunstwerken, die nicht durch Stilkritik entlarvt werden können, sondern naturwissenschaftlicher und detektivischer Methoden bedürfen, sollen »vollkommene Fälschungen« heissen. Ihr Kennzeichen ist – eben weil die Stilkritik an ihnen versagt –, dass sie genau so schön sind wie das Original.

2. Die vollkommene Fälschung ist – vom Standpunkt des Kunstlebens aus – ein Original, denn solange es die Wirkung eines Originals ausübt, ist es ein Original. Eine Fälschung, die nie als solche erkannt würde, behält den Wert eines Originals.

3. Nicht der Aufwand an Arbeit und Begabung des originalen Malers, sondern nur das Resultat allein, das Bild, ist Gegenstand eines Wertes.

4. Der Wert eines Bildes wird bestimmt durch Angebot und Nachfrage auf dem Kunstmarkt.

5. Der Marktwert eines Bildes hängt davon ab, wie viele Leute, was für Leute wieviel dafür bezahlen.

6. Wie viele Leute: das ist die Summe von Kunstexperten und ihrem Gefolge der kapitalkräftigen Käufer.

7. Was für Leute: Das ist der Ruf der Kunstexperten und der Käufer.

8. Wieviel: Das ist der Preis in ba-rem Geld.

9. Die Bekanntheit des Namens eines Malers beeinflusst Nr. 4 bis 8. Sie selber hängt nicht nur wiederum von 4 bis 8 ab, sondern auch von der Masse der Nichtkäufer, die nur darüber reden. Diese teilen sich in ehrliche Leute und in Snobs was aber für die Bekanntheit des Namens keine Rolle spielt, da im allgemeinen niemand die ehrlichen Leute von den Snobs unter-scheiden kann.

10. Der sog. »künstlerische Wert« eines Bildes ist nur das, was die mo-mentane Schar der Zuschauer als »künstlerische« zu werten bereit ist, d. h. der »künstlerische Wert« ist nicht in den Bildern selbst, sondern in den veränderbaren Bewusstseinszuständen der Leute. Dieser hängt ab von Nr. 4

bis 9 und von der gesamten Struktur der Wertordnung in der gerade existierenden Gesellschaft.

11. Aus Nr. 3 und 4 folgt: Kunstfälschungen entlarvt man nicht, weil sie unmoralisch sind, sondern weil sie den Markt versauen, und weil sie den Markt versauen, nennt man sie unmoralisch. Der Markt aber ist unabhängig von der Schönheit eines Bildes, dies folgt aus Nr. 2. Aus der Tatsache, dass vollkommene Fälschungen entlarvt werden »müssen«, folgt also, dass in der bestehenden Gesellschaft die Echtheit über die Schönheit gestellt wird. Beides aber sind Werte, deren Wirklichkeit nur im gegenwärtigen Bewusstsein stattfindet. Wenn ein wirkliches Original als »Fälschung« erwiesen würde, was durch eine Verschwörung von Kunstkennern ohne weiteres möglich wäre, würde sich zeigen, dass der Echtheits-Wert nicht im Werk, sondern nur in den Köpfen ist.

12. Durch sog. Entlarvungen ändert man also die Köpfe, sonst nichts. Auch diese Aenderung ist nur möglich, wenn der Gegenstand der Aenderung, das Bewusstsein des Wertes »Echtheit«, vorhanden ist und über den Schönheitswert dominiert. Nur das Bestehen dieses Wertes in den Köpfen macht die Kapitalanlage der Kunstkäufer fruchtbar. Sollte einmal die Schönheit wieder (wie in der mittelalterlichen Kunst) über die Echtheit, d. h. die Bindung an eine Person, dominieren, so fällt der Kunstmarkt zusammen.

13. Der Wert »Echtheit« (als »Bindung an ein Individuum«, nämlich an den bestimmten Schöpfer des Bildes) hängt mit der Vorrangstellung des Individuums im Bewusstsein einer Gesellschaft zusammen. Dies wiederum ist ein Erbe der griechischen Frage nach dem »Erfindere« und des cartesianischen Denkweges vom Primat des »cogito« zum »suum« im Gegensatz zu dem thomistischen »agere sequitur esse«.

14. »Wert« haben keine Existenz ausserhalb des gesellschaftlichen Bewusstseins. Wenn wir Werte verändern wollen, müssen wir nicht die Dinge, sondern das Bewusstsein von diesen Werten verändern.

15. Die Entlarvung von Kunstfälschungen dient nur und ausschliesslich der Erhaltung des Wertes »Echtheit« im Bewusstsein, und auch das nur so lange, als damit der materielle Kapitalwert, der auf dem Echtheitsbewusstsein ruht, erhalten werden soll. Die Echtheit aber ist ein kunstfremder Wert. Der ursprünglich kunstfeindliche Wert ist Schönheit. Die Entlarvungen von Fälschungen dienen also dazu, der Kunst einen ihr fremden Wert aufzuzwingen.

16. Der Wert »Echtheit« wird der Kunst wahrscheinlich dann zugeschrieben, wenn sie von sich aus keinen andern Wert mehr anbietet hat oder wenn, besser, sich im Bewusstsein des Kunstbetrachters nichts mehr abspielt, dem er den Charakter eines Wertes zu-teilt.

17. Das Beispiel einer anonymen mittelalterlichen Madonna zeigt die Unfruchtbarkeit des Wertes »Echtheit« deutlich: Warum wird eine solche Fälschung entlarvt? Die Madonna verändert ihre Schönheit überhaupt nicht, wenn sie zur Fälschung erklärt wird. Das Bewusstsein der »Echtheit« hingegen gibt nicht einmal die Garantie, dass der Hersteller auch ein grosser Künstler war.

18. Ein Weg zur Wiederherstellung der »Schönheit« als Wert wäre, keine Entlarvung von vollkommenen Fälschungen mehr vorzunehmen und so viel wie möglich vollkommene Fälschungen herzustellen. Vielleicht brächte man es dazu, dass wieder die Schönheit und nicht die Echtheit bezahlt würde.

Guido Hauser

## Blutbad in Zürich

Zur Blutspendeaktion der Mediziner

Am Anfang war Berkley, die »sit-ins«. Der revolutionäre Funke sprang über den Atlantik; in Berlin und alsbald überall in deutschen Landen begann das Feuer studentischer Unrast zu lodern. Die staatliche Löschmannschaft versuchte mit Oel zu helfen; negativer Effekt. Die Flammen begannen sich jedoch allmählich selbst aufzuzehren; die politischen Taktiker in Bonn reissen die Initiative wieder an sich und mit parlamentarischen Palaver werden die unruhigen Geister eingeschläfert.

Nun besinnen sich die europäischen Berufsrevolutionäre, die Franzosen, an ihrer Spitze die Pariser, ihrer historischen Bestimmung und schichten Barrikaden. Le chef des Gaulois begibt sich ins Ausland, um den Ueberblick auf die historische Distanz nicht zu verlieren.

Endlich – mit helvetischer Stilver-spätung – stürzt sich das europäische Hirtenvolk – an der Spitze die Sennensiedlung Zürich – ins revolutionäre Getümmel. Ein beispielloses Blutbad wird angerichtet unter den Zürcher Studenten. Die Veterinäre lassen einen Ochsen zu Ader und leisten einen namhaften Beitrag zum Blutfluss. Die Theologen fühlen sich moralisch angesprochen; Testate werden nur gegen Abgabe von einem halben Liter Blut erteilt. Juristen und Oekonomen wirken recht blutleer. Auch unter den Dozenten fehlt es an revolutionärer Begeisterung und kämpferischem Elan. Im übrigen hat sich die Zürcher Revolution jedoch bestimmt bewährt. Auch der Staat reagiert taktisch klug; er schwing zum Geschehen. Wir brauchen uns nicht zu schämen vor Europas revolutionärer Jugend. Vive la Révolution sanglante.

Daniel Frey

## Bärtige Idyllen?

Als Zürch's Plebejer am Dies academi-cus den Aufstand proben, schien eine grosse Stunde angebrochen zu sein. Die ganze intellektuelle Prominenz hatte sich im Lichthof der Universität versammelt. Nur Polizeidirektor Mossdorf (von bärtigen Radikalinseln schon Moos-dorf genannt) war im Zirkus, wie die Liberale Studentenschaft bissig fest-stellte. Schlag da wirklich der Puls-schlag historischer Bedeutung? – Hören wir uns an, wie der Korrespondent der »Zeit« die alpidische Idylle schildert. Anfang und Schluss seiner Beschreibung genügen, um die ganze hehre Stimmung noch einmal aufzusteigen zu lassen:

»Sechs Raumpflegerinnen sind jetzt, am Abend, kurz vor 20 Uhr, noch damit beschäftigt, letzte Hand anzulegen. Sie entfernen hier ein Stübchen, ordnen dort ein widerspenstiges Stuhlbein, und dann können die Türen wohl ver-schlossen werden, auf dass kein Unbe-fugter den festlichen Raum vor dem festlichen Montag entweiche.

Am Morgen dieses Putztages (es war Freitag, der 26. April) waren mir drei Handzettel unter den vielen, die man sich bei Gelegenheit aus hölzernen Kästchen im Innern des Universitätsge-bäudes greifen kann, besonders ins Au-ge gefallen.

Ein gelber Zettel sagte: Lasst sie dis-kutieren... wir feiern!

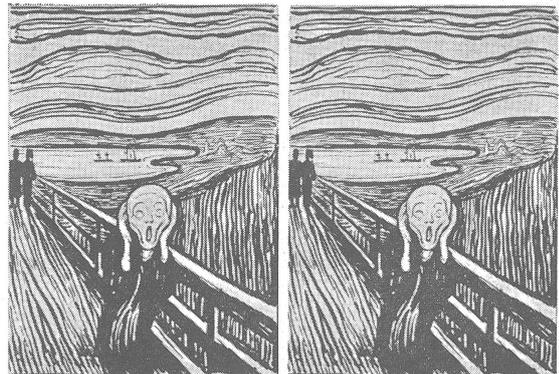
Ein blauer Zettel warnte davor, den Kredit bei der Bevölkerung und die Gunst des Stimmbürgers aufs Spiel zu setzen.

Ein weisser Zettel schliesslich kündigte für 2.20 Fr. eine Diskussion mit dem SDS an.

Die Kulturrevolution in Zürich ende-te brav zur vorgesehenen Zeit. Aus der Kultur wurde ein Urukult. Doch geben wir noch einmal dem ausländischen Beobachter das Wort.

»Meine Damen und Herren! Leider können wir hier nicht mehr weiterdiskutieren, es ist schon elf Uhr, und der Hausmeister möchte schlafen, wir müssen also den Lichthof räumen. Wer Lust hat, wird gebeten, sich an der sogenannten »Riviera« beim Limmatquai einzufinden. Um Spenden beziehungs-weise den fälligen Eintrittspreis werde er sucht, damit die Zigarettenflöcher in den Festoppliken und die Reisekosten der deutschen Gäste bezahlt werden können. Ende. Gute Nacht.

Schluss? Noch nicht. An der »Riviera« fanden sich noch mehr als hundert Leute zusammen, um mit den deut-schen Gästen zu diskutieren. Um ein Uhr standen sie noch da, unter den Bäumen, am kühlen Wasser, während die braven Bürger längst ihre Lichter ausgeknipst hatten. Man sprach im Dunkeln aneinander vorbei. Weit und breit war keine Polizeiuniform zu sehen. Aber natürlich flogen auch keine Steine. Ursache und Wirkung ruhten noch friedlich und ungetrennt bein-an-der.«



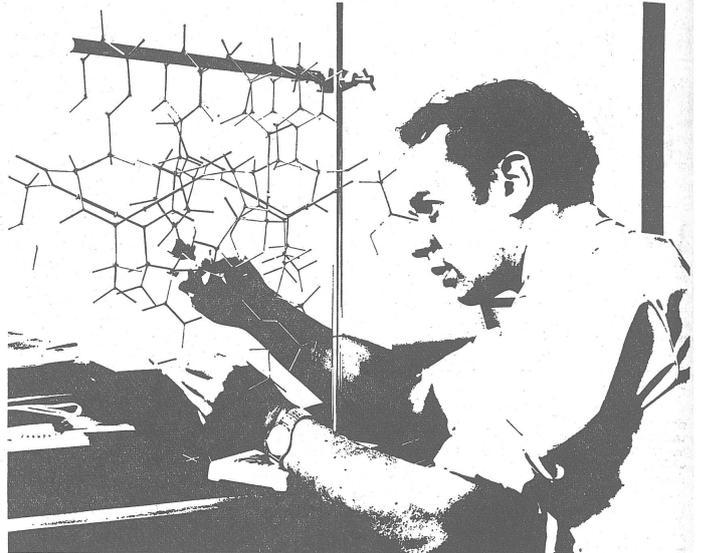
E. Munch: »Der Schrei«. Fälschung und Original. Die Wissenschaftler streiten sich: Welches ist Kunst?

**GAULOISES**



**Sind sie der Gauloises Typ?**

(geniesserisch, lebensoffen, jung und selbstsicher)



Der Urquell aller technischen Errungenschaften ist die göttliche Neugier und der Spieltrieb des bastelnden und grübelnden Forschers und nicht minder die konstruktive Phantasie des technischen Erfinders.

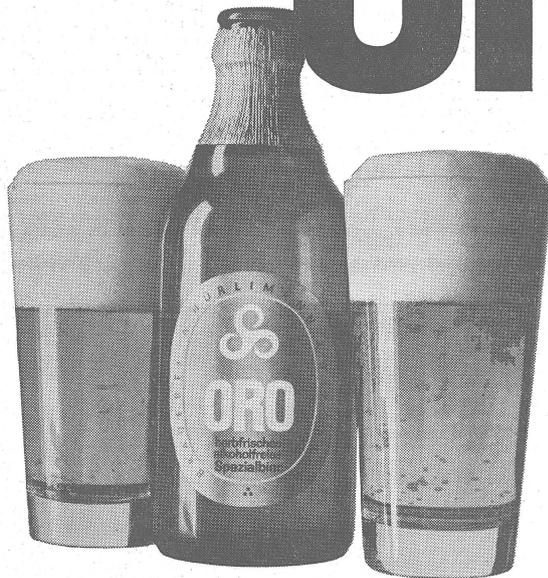
Albert Einstein

C I B A

Heilmittel  
Farbstoffe  
Technische Applikationsprodukte  
Kunststoffe  
agrochemische Produkte  
photochemische Materialien  
Farbfernsehen in Grossprojektion  
hochreine Metalle

**ORO**

neu



ein Spezialbier  
ohne Alkohol —  
für den Rhythmus  
unserer Zeit

Herbfrisch und kühl. Das ist ORO. Das neue alkoholfreie Spezialbier. Für unsere Zeit. Geschaffen von Leuten, die diese Zeit verstehen, genossen von Leuten, die in ihr leben, die mit ihr leben. Im Rhythmus einer hektischen Zeit, einer schönen Zeit, einer jungen Zeit. Bestellen auch Sie ORO in Ihrer Gaststätte — genießen auch Sie ORO — im Rhythmus unserer Zeit.

Erhältlich in Gaststätten oder direkt bei der Brauerei A. Hürlimann AG, Brandschenkestrasse 150, 8027 Zürich, Telephon (051) 25 16 64.

Brauerei A. Hürlimann AG,  
Brandschenkestrasse 150,  
8027 Zürich, Tel. 051 251706

# theater

## Dramatisches Welttheater

Eine Uebersicht von Jean Grädel

Analog zur Politisierung der Studenten und Intellektuellen bewegt sich scheinbar unaufhaltsam die Politisierung des Theaters. In einer Uebersicht über die neueste dramatische Produktion dieser Richtung, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, soll im folgenden Artikel untersucht werden, inwieweit Studenten die Möglichkeit haben, das Theater als Forum zur Verbreitung und Verständlichmachung ihrer Ideen und Forderungen zu benutzen.

Piscator wollte Theater machen, das sich bezog auf die Zeit, auf die Gegenwart und deren Veränderung in der Zukunft. Aber stand das Theater damals wirklich im Zentrum der Zeit? Oder erhob es nur den Anspruch, dort zu stehen? Auf der Bühne Piscators wurde der Kommunismus inszeniert, und im Parkett raste Berlin-W in Smoking und Abendkleid von Begierung. Das ideale Publikum stand links. Aber wo war es 1933? Sang- und klanglos verschwand die intellektuelle Linke in der äusseren und inneren Emigration – oder an schrecklicheren Orten. Es stellte sich heraus, dass sie ein winziger Haufen war. (...) In den Theatern wurde mit der Peitsche geknallt, aber niemand fühlte sich getroffen. Es waren die Erregungen der Provokation, die den Applaus stimulierten, nicht ihre Programme. Zynismus war beliebt wie Kokain. (Siegfried Melchinger in »Theater der Gegenwart«.)

Das war vor 40 Jahren so – das muss heute nicht so sein.

### Brecht, Hochhuth und Kipphardt

Ueber den Einfluss, den Bert Brecht auf das heutige politische Theater ausübt, zu sprechen, hiesse Wasser in den Rhein tragen. Auch Ferdinand Bruckner (»Die Verbrechen«, 1929) und Georg Kaiser (»Nebenmensch«, 1923) haben mit ihren »Montagen Elemente zu den neuesten Versuchen beigetragen«.

Die Dokumentarstücke von Hochhuth und Kipphardt bemühen sich, auf der Bühne historische Figuren zu rekonstruieren und ihnen aus den Archiven der Zeitgeschichte Belegbares in den Mund zu legen. Peter Weiss stösst mit seiner »Mittlung« oder dem Vietnam-Diskurs bis an die Grenzen des Verfahrens vor. Seine Zeugen werden anonymisiert, die Figuren sind auswechselbar und werden ausgewechselt, von den Schauspielern demonstriert; jeder trägt alle Möglichkeiten in sich, »wie werden zu Zeugen für einen Vorgang, nicht mehr zu Zeugen ihrer eigenen privaten Taten« (Hellmuth Karasek). Weiss' Stücke sind Pamphlete, seine Schauspieler Zitatensprecher.

### Antiamerikanische Tendenzen

Im Jahre 1968 nun häufen sich die Aufführungen, welche versuchen, das deutsche Theater hier und dort rot zu beufäulen. Es sind alles tendenziöse Stücke, alles Stücke, die sehr zeit- und oft auch ortsbedingt sind. In Wilfried Minks Pop-Revue »Gewidmet Friedrich dem Grossen« wird ein amerikanischer Offizier gezeigt, der den Bericht über den Schlichtentod einer ganzen US-Einheit verliest, über ihm schwebt ein Cine-Querschnitt-Photo. Hierin verhält sich eine antiamerikanische Tendenz. Der amerikanische Geschäftsmann, Berater und Diplomat von Césaires »Im Konge«, vertritt den unverhüllten Imperialismus – und die zweite Hälfte von Weiss' »Diskurs über Viet-Nam« wird fast ganz ausgefüllt von den Reden, Experten und Beraten amerikanischer Politiker. Sie zeigen, wie die Amerikaner von 1945 an die Vietnamhineinzudämmen versuchen, wie sie von 1954 an den Krieg gegen das kommunistische Vietnam planen und führen. Am »Stuttgarter Staatstheater« ist die für ein Café-Theater geschriebene Satire »Machbirds« von Barbara Garson aufgeführt worden. Johnson wird darin als der Mörder Kennedys hingestellt, der Kennedy-Clan aber als nicht viel besser denn der Texaner und sein Weib gezeichnet. Die Autorin selbst glaubt nicht an diese Theorie, doch ihr Stück ist eine witzige und scharfe Aktion in der inneren Auseinandersetzung der Vereinigten Staaten.

Das Teatro Campesino aus Mexiko (Leitung Luis Valdez) wird gebildet durch ein sehr erfolgreiches, dauernd wechselndes Ensemble von mexikanischen Farmarbeitern, die mit ihrem Programm »Generalstreik« agierend, als Strassentheater bis an die amerikanische Ostküste ziehen. Das Programm besteht aus zahlreichen Liedern in der Art der amerikanischen Work-Songs, der Gewerkschaftslieder, deren eingängige Melodien vom Publikum mitgesungen werden. Und es besteht aus ihnen kurzen Stücken, die Luis Valdez »Actos« nennt. Sie enthalten meistens vier Hauptcharaktere: den Boss (Farmer), den Streikbrecher, den Helden (der Streiker) und den Werber, der aus

den Slums neue Arbeitskräfte besorgt. Diese Farmarbeiter spielen die Realität, die sie sehen und mit der sie sich identifizieren. Die Tendenz ist offensichtlich.

### Welt-theater

Andere Theaterleute behaupten, Zeitgeschehen lasse sich nicht mehr als Tragödie darstellen, es genüge auch nicht mehr das Dokument und seine Verarbeitung zu Theaterszenen. Heftigere Formen, aggressivere, wütendere und wüstere, kollektive und irrationalistische, erscheinen einzig als der verzweifelten Weltituation angemessen. Wirklichkeit und Theater verschmelzen: Die Formen der Demonstration, der Aggression, der Agitation, die Mit-



Dramatische Politik als politisches Drama?

tel des Sit-in, des Go-in, die Parole des »make love not war« erscheinen auf der Bühne so gut wie draussen auf den Strassen, in den Universitäten und Machtzentren. Die Exerzitien und Exorzismen des Living Theatre, Peter Brooks Vietnam-Revue »USA«, die der Realität und ihren Absurditäten nachgespielten Spiele des New-Yorker Open Theatre (»Amerika Hurra« von Jean-Claude Italie, »Vietrock« von Megan Terry), die den Gegner in der Groteske verhöhnenden, für die Dritte Welt Partei nehmenden Vietnam-Stücke von Peter Weiss und Armand Gatti, sind dramatische Produktionen dieser Jahre. Brecht und Artaud werden benutzt, umgewandelt und zum Agitprop verarbeitet.

Und was tun die Studenten?

### ... während Paris brennt

Auch sie machen engagierte Theater. Engagierteres und konsequenter agitierendes, als es in den institutionalisierten Kunsträumen stattfindet: in Hörsälen, wenn einem Professor das Mikrophon weggenommen wird, wenn Professoren durch eingeschlagene Türen blinzeln, wenn Pariser Studenten die Sorbonne oder das Odéon-Theater übernehmen, wenn Teufel auf dem Kurfürstendamm theatralisch agiert, wenn von Galerien Flugblätter auf Versammelte flattern, wenn blutige Revolution auf der Strasse in Berlin und Paris, Frankfurt und New York inszeniert wird, wenn Revolutionäre ihre kleinen Kinder mit zum Rednerpult nehmen, wenn die »Kommune« die Wirklichkeit, indem sie sie terrorisiert, theatralisiert und lächerlich macht. Es gibt jetzt das Strassentheater, das Hör-saaltheater, das Kaufhaus-theater etc. Die Kostime sind echt in ihrer Phantastik und die Birte nicht angeklebt. Ist das Anliegen aller Agierenden echt? Können alle ihre Rolle auswendig? Ist die Wirkung beabsichtigt oder der Kontrolle der Intendanten entglitten?

### Notstandsübung

In der Hochschule für Gestaltung in Ulm brachten im letzten Monat neun Schauspielers des Ulmer Theaters die »Notstandsübung« von Michael Hatry zur Uraufführung. Das nach Weiss-

schem Vorbild hergestellte Stück »Vorgeschichte und Ereignisse des 2. Juni 1967 in Berlin« ist sicher zu vergleichen mit dem Film »Oh, what a Lovely War« von Joan Littlewood oder den absurden Etüden Adamows, ohne dass es deren klüsternden Anspruch erhebt. Es ist eine rohgebaute, etwas laienhafte agitatorische Information über die Berliner Polizei und die Berliner Studenten. Das Stück ist ein weiterer entscheidender Schritt auf dem Weg zu einer Theaterform und einer Theatermöglichkeit für Studenten. Es zeigt eine Möglichkeit auf, wie theaterbegeisterte und politisch bewusste Studenten Alltags-themen behandeln und mit aktuellen Programmen pamphletartige Informationsabende als Gegensatz zu den Beschwichtigungspraktiken der breiten Presse veranstalten können. Hatry bezieht ganz eindeutig Partei und gibt dem Stück eine Tendenz mit objektiven

Ansprüchen, da sie eine Gegen Tendenz zu den einseitigen Informationen vor allem der Berliner Zeitungen darstellt. Das Bühnenbild ist auf das Einfachste beschränkt und wird nur immer mit dem einen Zweck eingesetzt: zu agitieren; die Schauspieler sind Zitierende und zitieren, um zu agitieren; die einblendenden Filme und Dias, alles Dokumentaraufnahmen, werden eingesetzt, um zu agitieren. Das Ganze läuft unter Agitprop – könnte aber beim Vater dieser Theaterform, bei Piscator, noch einiges lernen. Die Bilder fließen gut ineinander, die Typen sind knapp und humorvoll charakterisiert; das Ganze dauert nicht länger als fünfviertel Stunden und erreicht durchaus die beabsichtigte Wirkung. Der Anfang vermeidet eine Frustration des Zuschauers und gewinnt dadurch auch den schlechter oder falsch informierten Zuschauer.

Aber die Songtexte sind unbestreitbar schwach, verschiedene Sätzen wirken aufgepöppt, und der Anfang ist langweilig. Das Stück lässt sich wohl nur in der Bundesrepublik aufführen und wahrscheinlich auch dort nur in Universitätsstädten. Einfall und sprachliche Bewältigung oder Nichtbewältigung dieser Montage weisen Hatry noch nicht als Bühnenautor aus, aber er hat uns eine Möglichkeit aufgezeigt. Gibt es in der Schweiz nicht genügend Themen und Aufhänger für eine ähnliche Revue, die man nur für eine bestimmte Gruppe schreibt, die einmal aufgeführt wird als Information und nachher als Stück vergessen werden kann, aber in der Wirkung bleibt?

(Hatrys Versuch ist abgedruckt in »Theater heute«, Heft 5, Mai 1968.)

## Tatis synthetisches Happening

Von Pierre Lachat

Mit sechzig Jahren und vier Filmen gehört Jacques Tati zu den umstrittensten Aussenseitern auf der französischen wie auf der internationalen Filmszene, und zwar heute, nach seinem neuen Film »Playtime«, mehr denn je. Anders als bei »Jour de fête« (1947), »Les vacances de Monsieur Hulot« (1951) und »Mon oncle« (1958) sind im Falle von »Playtime« – Tatis nach Anspruch, Aufwand und Umfang bei weitem bedeutendstes Werk – die Meinungen geteilt.

Die ablehnenden Reaktionen rühren von etwa folgender Vorstellung her, die man mit dem Namen Tati zu verbinden pflegt: ein Tati-Film musste optimistisch und leicht reaktionär sein – und vor allen Dingen: ungemün vergnüglich; er musste dem kleinbürgerlichen

Shopping-Centers und Drugstores, Hotels und Business-Centers folgen sich nahtlos zum Bild einer modernen Grossstadt zusammen, aus der die Natur ganz und gar abwesend ist, und die es in dieser absoluten Form eben nicht gibt und auch kaum je geben wird.

Tati beabsichtigt aber keineswegs eine soziale Anklage in der Art »hilfloser-Mensch-von-unmenschlicher-Umwelt-erdrückt«. Ganz im Gegenteil, Tativille erscheint als eine sehr freundliche, lichte, farbenfrohe, beinahe zwölfte Stadt, in der sich letztlich zwiefellos leben lässt!

Ueber diese sorgsam vorbereitete Bühne lässt nun Tati Hunderte von Statisten gehen. Gewiss über zwanzig Figuren erscheinen mehrmals im Bild, oft nach längerer Abwesenheit, meistens völlig unmotiviert, schlicht ihren täglichen Verrichtungen nachgehend. Sie erfüllen nur bestimmte rhythmische Gesetze von Auftritt und Abgang, die das scheinbar chaotische menschliche Geschehen in Tativille eisen beherrschen. Das ständige, kaum je nervöse Kommen und Gehen ist gleichsam ballettartig dosiert und geordnet.

Tati verzichtet in »Playtime« auch erstmals auf das aufdringliche französische Nationalkolorit, das seine früheren Filme auszeichnete und sie den in stereotypen Denken Befangenen aller Nationen so wert machte. Die Bewohner Tativilles sind nichts anderes als sehr durchschnittliche mitteleuropäische Städter.

Dazu trägt wesentlich der Umstand bei, dass während des ganzen Films keine einzige Dialogszene vollständig durchgeführt wird, dass blosse Gesprächssetzen andeutungsweise zu vernehmen sind, die für das Verständnis der Handlung, falls von einer solchen in »Playtime« überhaupt die Rede sein kann, in keiner Weise wichtig sind und ebensogut in einer anderen Sprache als Französisch gehalten sein könnten. Gerade die Dialoge hatten nämlich in Tatis früheren Filmen einen guten Teil des gallischen Kolorits ausgemacht. Im übrigen ist es in diesem Zusammen-

geannten Filmen, in »Playtime« geschehen?

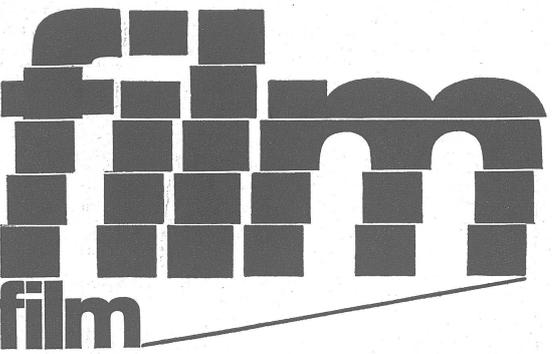
In den früheren Filmen Tatis hatte diese Figur – auch der radelnde Briefträger François in »Jour de fête« war ja nur eine Präfiguration der späteren Hulot-Gestalt – die Aufgabe, den Gag auszulösen und überhaupt erst Bewegung in einen ruhenden Zustand zu bringen. Man kennt ja dieses Gefühl von allen burlesken Filmen her – von Chaplin bis Jerry Lewis: Achtung! »Er kommt! Gleich geschieht etwas Verrücktes!

In »Playtime« nun scheint Hulot gleichsam nur mehr als ein Schatten seiner selbst, wie eine wehmütige Erinnerung an glücklichere Zeiten und seiner Brisanz ganz verlustig gegangen durch dieses überwältigende Tativille zu geistern, um nurmehr ein Hulot unter ungezählten andern, gleichberechtigten Hulots. Gleich den andern kann er minutenlang aus dem Blickfeld verschwinden, während sich die Kamera andern männlichen oder weiblichen Hulots zuwendet, bis der »richtige« Hulot unverhofft, vielleicht bloss im Hintergrund oder am Bildrand, wieder auftaucht.

Denn der Gag, immer nur dank mindestens einer Person überhaupt möglich, ist in »Playtime« zum vollgültigen Gegenstand cineastisch-philosophischer Reflexion avanciert. Tati hat, nach eigener Aussage, die Geschichte des burlesken Films und insbesondere die Technik des Gags von Mack Sennett bis heute gründlich studiert und dürfte zum Schluss gelangt sein: Warum soll immer nur der designierte Spasmacher am Gag »schuld« sein? Warum soll man den Gag nicht universalisieren können?

Dass diese Möglichkeit durchaus gegeben ist, hat Tati in »Playtime« exemplarisch demonstriert. Der Gag schwebt, gleichsam potentiell stets vorhanden, über dem Geschehen, lauernd und unberechenbar, und kann sich blitzartig, meist ohne Vorankündigung, jederzeit, irgendetwo und durch jedermann aktualisieren, um sich handkehrum wieder in seine abwartende Stellung zurückzuziehen.

Mehr noch – Tati treibt die Kunst des Gags bis in ihre völlige Umkehrung, bis zum Anti-Gag. Oft wird der Gag denn auch gerade dann refüsiert, verhartet er gerade dann in der Potentialität, wenn alle Umstände dafür ge-



hang auch erwähnenswert, dass häufig Touristen auftreten, und Englisch und Deutsch ebensooft zu hören sind wie Französisch. Wer immer also von Tati »typisch Französisches« erwartet hat, sieht sich eben auch in dieser Beziehung enttäuscht.

Tati/Hulot ist für jeden, der »Les vacances« und »Mon oncle« gesehen hat, ein unwillkürliche Assoziation, und jeder fragt sich: was ist denn bloss mit Hulot, der zentralen Gestalt aus den

geben sind und die Situation nach einem Eklat geradezu zu schreiben scheint. Als extremste Form des verweigerten Gags erscheint dann natürlich die eingangs erwähnte »langweilige« Sequenz, womit schon gesagt ist, welche Funktion auch der Anti-Gag innerhalb von Tatis sorgfältig konstruiertem Happening von monstrosen Ausmassen zu erfüllen hat. Mit dieser erweiterten Vorstellung vom Gag dürfte Tati die Revolutionierung des burlesken Films vollbracht haben.

# offenes echo

## Die repressive Toleranz

Zu Professor Fritschs Ansichten über die Demokratie

Eigentlich ist es ein Aufruf zum Dialog. Der Ausrufende ist einer unserer ehrwürdigen Herren Hochschullehrer, der Aufruf richtet sich an die Professoren ganz allgemein:

»... sollten wir Professoren den Dialog vor allem mit den Besonnenen unter den Studenten endlich auf breiter Basis aufnehmen...«

Also implizite auch Aufruf an die Studenten, d. h. die »Besonnenen« unter ihnen.

Es folgt der Satz:

»Das schliesst nicht aus, ja erfordert sogar, dass mit Radaumachern – sollten sie das deutsche Beispiel bei uns je nachäffen wollen – kurzer Prozess gemacht wird.«

Das geschah in einem Artikel, erschienen in der NZZ vom 18. 4. 68 (Nr. 237), verfasst von Prof. Dr. Bruno Fritsch, Mitglied des Direktoriums des Instituts für Wirtschaftsforschung an der ETH.

Zitieren wir noch, wie der »seriöse« Artikel die Sympathisanten Dutschkes im In- und Ausland beschmiert:

»Unreife Menschen« »Kindliche Pseudorevolutionäre, die, wenn sie ihren Verstand nicht ganz verloren haben, werden einsehen müssen...« – »Wirrköpfe« – »Radaumacher«, bei denen es sich meist um eine wohlstandsbedingte Verpestung ihrer Pubertät handelt usw.

Doch hier geht es darum, die Bedeutung dieses anmassenden Pamphlets abzustechen. Die Doppelzüngigkeit der Einladung zum Dialog einerseits, der Drohung mit »kurzem Prozess« andererseits ruft uns auf dem direktesten Weg auf die Strasse, denn sie bedeutet, dass wir uns entweder so verhalten, wie es unsere Lehrer wünschen, »arbeitsam, integer und loyal«, oder dann mit Repressalien zu rechnen haben. Fritsch selbst empfiehlt ein praktisches Vorgehen in vier Punkten, worunter ein generelles Demonstrationsverbot auf dem Terrain der Hochschulen mit Relegation in schwerwiegenden Fällen der Zuwerdung.

Wo aber liegt der Anlass für das nach Fritsch zu ergreifende praktische Vorgehen, um den jungen Leuten »sichonungslos die Grenzen aufzuzeigen« und »sie vor dem Abgleiten in die Kriminalität zu bewahren«? Es gibt nicht den geringsten Zweifel, der Anlass ist in der Schweiz nicht vorhanden, auch bei Dutschke-Sympathisanten nicht. Nichts ist geschehen, was die Arbeitsamkeit, Integrität und Loyalität der Studenten in Frage gestellt hätte, jene Attribute, die vom guten Normal-Studenten erwartet werden. Nichtsdestoweniger tritt einer dieser unserer Lehrer auf, beschimpft und bedroht jeden der Studenten, der es auf sich beziehen will, und empfiehlt ein praktisches Vorgehen. Es soll unsere Sympathien zu den Ideen Dutschkes und

des SDS, Marcuses und des Marxismus im Keim ersticken. Denn mit solchen Leuten zu sympathisieren ist ein Frevel.

### Bedenkliche Anzeichen

Wir nennen dies den Zustand repressiver Toleranz. Er scheint sich in diesem Land der ältesten Demokratie, wo das politische Bewusstsein mehr und mehr im Entzücken über diese Tatsache stecken bleibt, zu verdichten. Die Toleranz ist heute noch vorhanden, wenn sich auch die Repression immer deutlicher manifestiert. Sollten jedoch die vier Punkte Fritschs in die Tat umgesetzt werden, so ist die Toleranz aufgehoben. Das bedeutet Unterdrückung einer bestimmten Geisteshaltung, man könnte sagen: Gesinnungsterror. Hier also, auf der Seite des »Establishment« wird das demokratische Prinzip gebrochen mit der Verkettung und schliesslich mit der Unterdrückung der unangenehmen Anderdenkenden. Das ist die primäre Gewaltanwendung.

Und wir werden es mit allen Mitteln zu verhindern suchen, dass uns ein later oder offener Gesinnungsterror vorschreibt, was wir zu denken haben. Denn wir verstehen unter Demokratie eine diskutierende Gesellschaft, eine Gesellschaft, in der neue Ideen propagiert und Missstände gebrandmarkt werden können, und zwar auch solche des universitären Zustandes, der Gesellschaftsform, des Wirtschaftssystems usw. In dieser Vorstellung der Demokratie sehen wir uns einig mit vielen Studenten in Deutschland, Frankreich, den USA, Warschau, Prag. Sie ist auch nicht neu, aber die Umstände haben sich verändert. Und gerade in Deutschland wären die Gewaltakte der Studenten niemals entstanden ohne das Vorbestehen einer nur unwirksamen tolerierenden Gesinnungsrepression. Darüber ist kein weiteres Wort zu verlieren. Wer sich die Mühe nimmt, anhand nichtspringerischen und nichtpolizeilichen Materials die Entwicklung in Berlin vor allem um den 2. Juni 1967 (Erschliessung des Studenten Ohnesorg durch den Polizisten Kurras in einem Hinterhof) zu rekonstruieren, kann nicht über die Herkunft der primären Gewaltanwendung getäuscht werden.

Eine Art Aufruf zum Dialog! Die Falschheit ist kaum zu überbieten im Zustand repressiver Toleranz und bei gleichzeitiger Androhung der Unterdrückung. In Wirklichkeit wird nur die übereinstimmende, establishment-konforme Meinung zum Dialog aufgefordert, die widersprechende, demokrati-

## Offener Brief an Max Frisch

Sehr geehrter Herr Frisch,

Sie sassen unter uns an der Veranstaltung im Lichthof an jenem Freitagabend, zu der die »Fortschrittliche Studentenschaft« eingeladen hatte. Es freute uns aufrichtig, waren Sie auch mit uns? Diese Frage drängt sich nach der Lektüre Ihrer kritischen Betrachtungen: »Jemand hat sich geirrt in der letzten Nummer auf.

Für Sie war die Reaktion der Zürcher Studenten nicht überraschend. Sie scheiden souverän die Zuhörerschaft in zwei Gruppen – in einen Teil, der bereit ist, Argumente anzuhören, und in den anderen Teil, der mit lautem Buh Mangel an politischem Denkvermögen und Wissen kompensiert. Und wie gesagt, Sie waren nicht einmal überrascht, dass ein viel grösserer Teil der anwesenden Zürcher Studenten Mangel an politischem Denkvermögen manifestiert hat.

Sie hätten also erwartet, dass die Intelligenz kühl, beherrscht und politisch unvoreingenommen Argumente anhört. Das setzt aber voraus, dass die Redner Argumente und nicht von Emotionen trüchtige Schlagworte in die Versammlung werfen. Ich glaube aber, wer mit Emotionen wirbt, wird immer auch eine emotionelle Antwort erhalten. Ist das nicht ein einfaches Gesetz?

Wir dürfen die Buhrufe, und dafür stehe ich ein, ganz einfach als das deuten, was sie sind: Eine spontane Reaktion der meisten anwesenden Studenten auf diesen Sturm von Weltverbesserung, veridealisierendem Marxismus, angestauten Ressentiments und nicht zuletzt auch von Pubertät. Und dass diese Ablehnung auch emotionell war, dafür braucht sich wahrlich niemand zu schämen. Dabei sind die Zürcher Studenten gar nicht gegen konkrete Hochschul- und Gesellschaftsreformen. Es dürfte Ihnen nicht entgangen sein, dass dem ersten Referat eines SDS-Spre-

chers mit sachlichen Vorschlägen zur Neugestaltung der Hochschule der Applaus nicht versagt wurde. Ich glaube daher auch nicht, dass sachlich vorgetragene Gesellschaftskritik nicht ernsthaft diskutiert wird. Aber Sachlichkeit ist Voraussetzung, wenn Intelligenz zur Intelligenz spricht!

Summa summarum dürfen wir uns an den hitzigen Schlagworten und dem tausendfachen Buh freuen als Zeichen, dass der Schlaf der Gerechten vorbei ist. Der Zürcher Student ist wach geworden. Und wenn er Buh gerufen und gepöifft hat, dann tat er etwas, was auf politischer und kultureller Ebene so selten mehr vorkam. Das sollte Sie freuen! Hat sich doch Ihr Kollege, Herr Dürrenmatt, unlängst in einem Fernsehinterview über unsere träge Gesellschaft beklagt: »Wir haben keine Skandale mehr!«

Wie die meisten Zürcher Studenten bin auch ich von Unruhe erfasst. Den Behörden und Politikern ist dringend geraten, aktives Verständnis zur Überwindung der Krise zu zeigen. Einer der grössten Staatsmänner unserer Zeit, der durch seine »Zürcher Redex« mit unserer Universität auf besondere Weise verbunden war, pflegte den starkistischen Anspruch: »Die Demokratie ist die beste unter den schlechten Staatsformen«. Und es ist Zeit, das Schlechte wieder neu zu bewältigen. Der Weg heisst Reform. Revolution gegen das »Establishment« wäre bei unserer komplexen Gesellschaftsstruktur nackte Katastrophe. Aber Reform braucht Kraft, Ausdauer und nicht zuletzt Wissen um die Werte, die es auch zu erhalten gibt.

Schon mancher hat nur Buh gerufen, ist heimgegangen, selbstgefällig, und hat nichts getan. Er hat versagt! Schon mancher hat nur kritisiert und im Rausch der Kritik nur zerstört und dann festgestellt: Da hat sich jemand geirrt!

Heinz Troxler

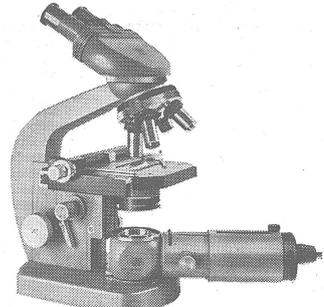
sche Gerechtigkeit fordernde wird ja a priori als unbesonnen, unreif, pubertär, wir verdammt. Versucht sie sich dann anderweitig zu äussern, wird sie vermutlich – gemäss Androhung – unterdrückt, wenn nötig gewaltsam. Und wenn in der Folge die verdamnte Meinung sich gewaltsam gegen die Unterdrückung aufzulehnen versucht, heisst das im Munde unserer Professoren »terroristische Ausschreitungen einer Min-

derheit von Radikalen«. Wir bedanken uns für diesen Dialog. Der »kurze Prozess« ist am kürzesten ohne Dialog. Das ist bekannt von Spanien und Griechenland, von Ungarn 1956 und der Sowjetunion 1967.

Demokratie ist nicht nur ein Verfassungsartikel, Demokratie ist soziologisches Verhalten.

Heinrich Schenkel, cand. med.

## Olympus -Mikroskope seit 1919!



**Olympus -MIKROSKOP, Mod. EC-BI**  
binokular mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokulartubus 1:1, Kondensator N.A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okular-Paar, plan 10x mit Plastikhaube, Holzschrank, Augenscheln und Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30W, inklusive 3 Birnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220V.

Nach Abzug des Studentenrabattes, netto nur Fr. 1649.-

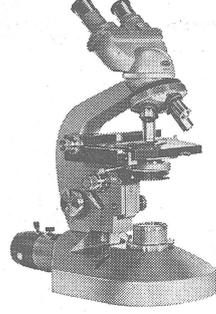
5 Jahre Fabrikgarantie

Sofort ab Lager lieferbar

Erhältlich bei der Zentralstelle der Studentenschaft.

WEIDMANN+SOHN Abteilung Präzisions-Instrumente, Gustav-Maurerstrasse 9 8702 Zollikon Telefon 051 65 48 00 (6 Linien) (Nichtmotorisierte Studenten können, nach Vereinbarung, in Gruppen oder einzeln an der Universität abgeholt werden)

## Spezialofferte an Studenten



**Olympus -Forschungs-Mikroskop Mod. EHC-BI**  
binokular, StativEH mit 5er Revolver, mit koaxial verstellbarem Kreuztisch CS, Binokular-Tubus 1:1, Kondensator zentrierbar N.A. 1.25 auf Zahntrieb, 4 Objektiven, Achromaten 4x, 10x, 40x und 100x (Oelimmersion), Okular-Paar Weitwinkel WF 10x (Grossfeld), mit Plastikhaube, Holzschrank, Augenscheln, im Sockel eingebaute Hochleistungs-Niedervolt-Lampe 6V/30 W, inklusive 3 Spezialbirnen, Filter, 1 Flacon Oelimmersion und stufenlos regulierbarem Transformator 220V.

Nach Abzug des Studentenrabattes, netto nur Fr. 1800.-

**f**  
freihofer ag

**BUCHHANDLUNG**  
für  
**Wissenschaft + Technik**

Universitätsstrasse 11, 8006 Zürich  
Tel. 47 08 33 / 32 24 07

Wir bedienen Sie jetzt auf 2 Etagen.

**Kleinklaviere zwischen Fr. 2345.- und Fr. 3000.-**

Wählen Sie unter 25 Modellen in dieser Preislage. Alle sind solid gebaut und klingen gut. Wir gewähren Ihnen eine 5jährige Garantie. Verlangen Sie den Gesamtkatalog.

Miete – Eintauch – Occasionen – günstige Teilzahlungsbedingungen

**Jecklin**  
Pianohaus + Disco-Center Zürich 1  
Rämistrasse 30+42, Tel. 051 47 35 20

**Ihr Besuch freut uns**

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum	Tierspital
Karl der Grosse	Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)
Olivenbaum	Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

**Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften**

**ex libris**

Bücher  
Platten  
Plattenspieler

in Zürich  
City: St. Peterstrasse 1  
Oerlikon: Schaffhauserstr. 359  
Altstetten: Badenerstrasse 697

4218

ANGELUS  
BREITLING  
BULOVA-ACCUTRON  
CERTINA  
CORUM  
ETERNA  
FAVRE-LEUBA  
GIRARD-PERREGAUX  
GLYCINE & ALTUS  
HENO  
HEUER  
IMHOF  
INTERNATIONAL  
JAEGER-LE COULTRE  
JUNONIA  
LONGINES  
LOOPING  
LUXOR  
MOVADO  
ULYSSE NARDIN  
PATEK PHILIPPE  
JEAN PERRET  
ROLEX  
SECCION  
TUDOR  
UNIVERSAL  
ZENITH

Eine Uhr für Ihren Geschmack eine Uhr für Ihre Ansprüche eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie **BEYER**  
seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich,  
Telefon (051) 25 88 60

Kaufm. Angestellte übernimmt zu ganz günstigen Preisen die Abschrift von Dissertationen, Vorträgen usw.  
Anfragen an: Tel. 35 49 16

**FACIT TP-2** — die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»!  
Schöne Schriften. Eleganter Kontrast. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

**FACIT**  
8021 Zürich · Löwenstrasse 11 · Telefon 051 27 56 14  
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte

Dieser Tage kann der AMIV (Akademischer Maschinen- und Elektroingenieurverein ETH) das Jubiläum seines 75-jährigen Bestehens feiern. Aus diesem Anlass organisiert der Fachverein einen Studentenball, zu welchem ehemalige Absolventen unserer Hochschule sowie alle Dozenten recht herzlich eingeladen sind.

**AMIV-Jubiläumssball**  
8. Juni 1988  
im Schlosshotel Brestenberg  
Vorverkauf: AMIV-Sekretariat.  
Zufahrt mit Autocar ab Zürich möglich.  
Orchester: Piccadilly Six  
Ernst Häusermann Group

**Für Bastler:**  
Weisser Flat 600 mit grossem Ersatzteilager zu verkaufen. Ausserst günstiger Preis.  
Tel. (051) 93 32 94

# Die Seele flog dem Himmel zu

ww. Am Freitag, den 10. Mai, erschienen im «Blick» die Resultate einer Leserumfrage: «Haben wir Menschen eine Seele?» 64 Leser, eine recht beachtliche Zahl somit, äussern sich zu diesem Thema, wobei 50 zum Schluss kamen, der Mensch habe oder sei Seele, während nur 14 dies verneinten. Wir publizieren hier nachstehend einige Auszüge, nicht um uns über die einfache Art von Fragestellung oder Beantwortung zu ämüßern — der Eindruck ist zu deprimierend —, sondern weil sich dadurch eine Einsicht in die Denk-

weise einfacherer Volksschichten gewinnen lässt. Es zeigt sich deutlich, in wie schwerwiegendem Masse Axiome unreflektiert angenommen und Schlüsse aufgrund einer völlig verworrenen Logik gezogen werden. Dass hin und wieder Ansätze von wirklich eigenständigem Denken zu spüren sind, kann nicht geleugnet werden. Doch insgesamt weist diese Konfrontation mit erschreckender Drastik darauf hin, wo Bildungsreform ansetzen müsste, und dass Allgemeinbildung unabhängig von formalem Wissen ist; sie geht tiefer.

Manche Schreiber stellen sich vor, die Seele sei lokalisierbar; sie wird anatomisch eingeordnet oder in weiterem Rahmen mit dem Gefühl gleichgesetzt:

«Nein, wir haben keine Seele. Ich finde das schon lange einen lächerlichen Witz. Wo sollte denn diese Seele sein? Vielleicht im Fuss? Oder in der Hand? Es ist ein Märchen, weiter nichts.»

Die Seele ist in unserem Lächeln, in der Hand, die sich streckt zum Helfen, in der Freude, die uns zu Tränen führt beim ersten Lächeln des Kindes, beim Erwachen der Natur. Die Seele geht nicht in die Kirche, hat keine Religion, braucht keine Worte zum Beten. Und nur wer versteht, was eine Seele ist, hat eine Seele.

(Zu der Herzoperation Blaibergs):  
Nur seine Frau und sonst niemand, auch nicht der Arzt, kann behaupten, ob Herr Blaiberg noch derselbe Mensch ist in seinem Tun, Handeln und Denken wie früher. Im Menschenherzen liegt alles, Liebe, Hass, Bosheit und alle guten und schlechten Eigenschaften.

«Wer heute noch behauptet, die Seele ist im Herzen, hat wohl kein Gehirn.»

«Wir haben eine Seele, und die Seele ist das Blut. Denn das Leben ist im Blut. Also das stirbt.»

Um die Unsichtbarkeit der Seele darzulegen, greifen einige zu Bildern aus der Technik.

Aber auch grosse Techniker und Ingenieure haben noch nicht gefunden, was Elektrizität ist. Sie ist hier. Welche Farbe hat sie? Woraus besteht sie? Welche chemische Zusammensetzung ist in ihr?

Der Mensch ist Licht (Plasma), und jeder hat eine bestimmte Frequenz. Die Wellen und Uebermittlungen von Radio, Telefon und Fernsehen sind auch vorhanden, und du, Mensch, kannst sie nicht martialisch ausdrücken.

Argumente emotionaler Art sind nicht selten und äussern sich vorwiegend in Anwürfen gegen die böse und geldgierige Kirche. Vorstellungen aus dem Mittelalter leben munter weiter.

Der Mensch hat bestimmt eine Seele, aber nicht eine Seele, wie die Religionsdiktatoren sie darstellen.

Wenn der menschliche Körper tot ist, ist alles tot. Nur die Theologen und die verschiedenen Religionen können oder wollen dies nicht einsehen und machen daraus einen Seelenkult, damit sie den armen Mitmenschen möglichst viel Geld entlocken können.

Es ist nicht zu fassen, was die Theologie (sprich theoretische Logik) alles kann.

Doch die Beschimpfung kann auch profaner Natur sein: man stellt Behauptungen auf und verurteilt jeden, der andere Ansichten vertritt. (Eine Denkart, die mit Vorliebe ja auch angewandt wird, wo es um Studentenunruhen geht.)

Wer nicht daran glaubt, dem ist nicht zu helfen.

Wer den Glauben an Gott verloren hat, der ist schlimmer als ein Tier.

Warum gibt es denn so viele Kirchen, Pfarrer, Geistliche, Seelenärzte usw.? Ist denn die Bibel eine Lüge. So sehr nimmt die Gottlosigkeit überhand, dass man sich über die jetzigen Zustände nicht wundern muss.

Unzählig sind die Beispiele, wo die Logik sich in Mäandern fortbewegt und sich nicht selten buchstäblich in den eigenen Schwanz beisst. Die eigenen Axiome werden in keiner Weise kritisch beleuchtet. So nimmt die erste Einsenderin a priori an, die Seele sei gut; beim zweiten Beitrag leben wiederum hochmittelalterliche Geistesvorstellungen fort, wobei der Schreiber zudem nicht auf Ursache und Wirkung achtet, wenn er die Existenz der Seele beweisen will.

Hat der Mensch eine Seele? Meine Antwort ist ein klares Nein. Wenn er eine Seele hätte, warum ist er dann den Mitmenschen gegenüber so grausam kalt? Das Tier handelt nur aus Naturtrieb und ist trotzdem dankbar für jedes gute Wort. Vom Menschen bekommt man höchstens einen Tritt in den Hintern.

Natürlich gibt es eine Seele. In alten Bauernhäusern in der Innerschweiz hat es heute noch in der Stube, meist nahe beim Ofen, ein kleines rundes Fenster-



Hat der Mensch eine Seele?  
»Greta Garbo; sie spielte seelenvoll und wurde deshalb «die Göttliche» genannt.«  
(nach Blick)

chen. Wenn der Mensch stirbt, wird dieses geöffnet, damit die Seele hinaus und in den Himmel aufsteigen kann.

Nach dem Sterben ruhen die Seelen auf dem Friedhof aus.

Genau so, wie unser Kochsalz Salz ist, weil es aus Chlor, einem Gas, und Natrium, einem Salz, besteht, so ist der Mensch eine Seele, weil er eine Seele hat.

Ja, der Mensch hat eine Seele, er ist ein Naturmensch.

Der Glaube macht selig, und wer in einen Mehlkass schlüpft, wird mehlig.

Dass Benzin im Motor ist, bewirkt der Mensch. Dass der Mensch eine Seele hat, bewirkt Gott.

Zum Schluss seien noch drei Beispiele ganz eigener Art herausgegriffen: die sphärischen Phantasterien eines nicht sehr erdverbundenen Geistes, eine Moritat von der selbsterlebten Himmelfahrt — und als Gegenbeispiel zu all dem bisher Zitierten: eine durchaus fruchtbare Meditation über die Beziehung von Seele und Wort.

Der Schöpfer des Universums, der auch unsere Planeten belebend machte mit Fauna, Flora und Mineralien und der Menschheit, verlied dem Menschen eine Seele als divinen Talisman. Die ersten vier Menschenpaare, die aus Eiern in Australien, Asien, Afrika und Amerika entschlüpfen, nachdem die Natur sie aus Atomen von Sonnen der

Virgo-Fixsterngruppe erschaffen und zu Beginn des Mesozoikums ausgebrütet, wurden von weiblichen Menschenaffen an ihren Brüsten gestillt und betreut bis zur Pubertät. Der Genuss von Tiermensch-Milch eines Orang-Utans, Gorillas, Schimpanse oder Gibbons übertrug den menschlichen Geschöpfen einen tierischen Einschlag, der sich als Neid, Bosheit und Habsucht manifestierte. Um die Menschen von den Tieren zu unterscheiden, verlieh ihnen der Schöpfer des Universums den Talisman »Seele« für ihr irdisches Dasein. Sie bezweckten den materiellen Geist mit »Vernunft« zu steuern, um Gutes und Böses unterscheiden zu können.

Als junges Mädchen wurde ich im Strandbad von Burschen ins sechs Meter tiefe Wasser gestossen. Ich, des Schwimmens unkundig, erschrak sehr, wollte um Hilfe rufen und rang nach Atem. Aber es drang mir Wasser in den Mund, in die Nase, in die Ohren — es war schrecklich. Ich sank bis auf den Grund und es gab einen lauten Knall, als wenn eine Bombe in nächster Nähe explodierte. Dann verlor ich das Bewusstsein. In diesem Moment fühlte ich mich aufwärts schweben, sah viele Menschen zusammenströmen. Nun aber kann ich wohl sagen: Meine Seele flog aufwärts, gegen den Himmel, sah ihn ganz schwarzblau und die Sterne gross und weissgelb glitzern. Auf einmal fühlte ich ein Sehnen und Zeren und spürte, wie es mit mir abwärts ging. Als ich nahe genug war, sah ich, wie die Rettungsmannschaft sich mit meinem Körper beschäftigte, und auf einmal wachte ich wieder auf, vereint mit meinem Körper. So weiss ich nun gewiss, dass der Mensch ein von Gott erschaffenes Wesen ist, ein Ebenbild.

Der Leib ist nicht das Haus der Seele, sondern sichtbar Ausdruck der Seele. Etwa so, wie das Wort Ausdruck des Gedankens ist. Gedanke und Wort sind eine Einheit und doch nicht das gleiche. Wenn das Wort gesprochen ist, so ist damit nicht auch der Gedanke vernichtet.

# Fieberkurven der Gesellschaft

Auszüge aus Schulaufsätzen

Dass in vielen Schichten der Bevölkerung heute ein latentes Unbehagen vorhanden ist, ist schon vor Jahren konstatiert worden; damit schien das Problem erledigt zu sein, weil mit dem Ausdruck »helvetisches Malaise« die Unruhe ein für allemal katalogisiert worden ist. Doch dürfte diese Lösung doch etwas zu einfach sein. Weil ein permanentes Unbehagen auch permanent registriert werden muss, bis man sich zu konkreten Aenderungen aufrafft, greifen wir dieses Thema wieder einmal auf, wobei es uns nicht betreiben soll, dass unsere Autoren noch nicht einmal fünfzehnjährig sind. Als Hilfslehrer an einem kantonalen zürcherischen Gymnasium hat der Verfasser von den Schülern einer zweiten und dritten Klasse in einer Aufsatzstunde unter anderem verlangt, sich in irgendeiner Weise zu Staat oder Schule zu äussern. Die Antworten sind meist kritisch ausgefallen — ob dem Lehrer zullebe? —; sie enthalten indessen manchen originellen Gedanken, der bemerkt werden darf, und beweisen nicht zuletzt, dass das helvetische Malaise offensichtlich sehr tief wurzelt.

Schon der erste Ausschnitt stellt das latente Unbehagen expressis verbis fest.

Der Nonkonformismus, der vor geraumer Zeit in den Aussagen unserer zeitgenössischen Schriftsteller wie Frisch, Dürrenmatt, Diggelmann etc. sein Erscheinen auch in der Schweiz angekündigt hat, findet eine wachsende Verbreitung. Es gilt als Ausweis der Weltoffenheit, den Staat als »Systeme zu apostrophieren und seine Zeitgemäßigkeit anzuzweifeln. Es modert unter einer noch ruhigen Oberfläche. Die Fronten sind nicht abgesteckt. Hier oder dort kann der offene Aufruf ausbrechen... Wäre dies auch bei uns möglich? Wo sind unsere Herausforderer des Systems? Haben sie Argumente, Gründe, Lösungen anzubieten?

Es gibt Forderungen, die zu stellen sind... Diese sind meines Erachtens realisierbar, wenn der politische Wille zu deren Verwirklichung geweckt, nötigenfalls provoziert wird. Es muss ganz klargemacht werden, dass unsere Schulen von der Primarschule an reformiert werden müssen. Wir fordern ein einheitliches Schulprogramm in allen Kantonen, das der heutigen Freiheit gerecht wird.

Und zu der allfällig bevorstehenden Kulturrevolution meint der gleiche Schüler:

Das Aufeinanderprallen der Gewalt ist immer Zeichen einer zu wenig flexiblen Führerschaft Zusammenstösse der Macht führen zur Erstarrung der Fronten, zur Uneinsichtigkeit.

... Angesichts der Aeusserungen von Gewalt in den uns umgebenden Kulturstaaten bedrängt mich der Gedanke, ob wir Zeit haben, unsere Probleme auf schweizerische, demokratische Art zu lösen, oder ob wir das Opfer der Passivität und des damit provozierten Ausbruchs der Gewalt werden müssen. Organisieren wir das Verständnis! Wir haben nicht mehr viel Zeit.

Konkreter wird die Kritik bei einem zweiten:

Meiner Meinung nach ist die heutige schweizerische Schulordnung veraltet. Andere Staaten suchten und fanden neue Wege, während die Schweiz grösstenteils auf ihren Lorbeeren ausruht. Beispielsweise sollte eine frühere Spezialisierung in der Schule eingeführt werden, wenn man bedenkt, dass Maturanden noch etwa zehn Pflichtfächer bewältigen müssen, wovon sie später höchstens noch etwa vier bis fünf brauchen können. In etlichen Fä-

chern wird der Unterricht der heutigen Zeit nicht angepasst. Da wäre der Geschichtsunterricht besonders zu erwähnen. Die grosse Masse, die nicht die Mittel- und Hochschulen absolviert, wird höchstens bis zum Untergang der Alten Eidgenossenschaft unterrichtet. In den Schulen wird viel zu wenig die heutige Situation diskutiert. Die Schüler werden zu Antikommunisten erzogen, ohne eigentlich zu wissen, was Kommunismus ist.

Neben der Schule ist bei uns sicher auch die Fürsorge rückständig, um nur ein Beispiel zu nennen: Die Fürsorge für Jugendliche, seien es nun Scheidungswaisen, Kriminellen oder richtige Waisen. Sie werden in Heime gesteckt, die den Ansprüchen nicht gewachsen sind. Hier macht sich unser Föderalismus hinderlich bemerkbar.

Wie wach die alten Lehrerrideale bei manchem Schüler auch heute noch sind, zeigt schliesslich der nächste Aufsatz.

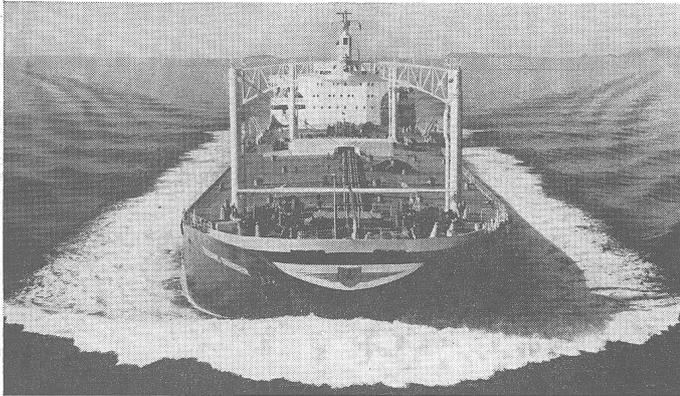
Das Amt eines Lehrers zu bekleiden stellt an einen Menschen hohe Anforderungen. Er muss sich bewusst sein, dass seine Schüler von ihm nur gute Leistungen erwarten... Zweitens sollte ein Lehrer auch moralisches Vorbild sein, dass auch die, welche nicht eine gute Kinderstube besucht haben, von ihrem Lehrer in bezug auf schöne Charakterzüge und moralische Tugenden profitieren können. (Als ob es auch unmoralische Tugenden gäbe)... Ich finde, dass der Lehrer sich bewusst sein sollte, dass seine schlechte oder gute Laune einen starken Eindruck auf die Klasse hinterlässt. So ist es meiner Ansicht nach die Pflicht des Lehrers, sich jeden Morgen, bevor er in die Schule geht, zu fragen, ob er launisch sein wolle oder nicht. Und wenn er glaubt, die Anstrengungen oder die Ereignisse des vergangenen Tages könnten auf seine Laune störend einwirken, dann sollte er seinen missmutigen Gedanken den Garaus machen... Ich bin auch grundsätzlich dafür, dass die Zusammenarbeit zwischen Schüler und Lehrer gefördert und ausgebaut wird. Der Schüler sollte sich mit seinen Schulproblemen an den Lehrer wenden können, und er darf auch vom Lehrer erwarten, dass er ihm dabei helfen und ihn unterstützen kann... Ich möchte mit dem Wunsche schliessen, auch einmal als Lehrer der Jugend in moralischer als auch in wissenschaftlicher Hinsicht zu dienen. ig

# Dieselmotoren von 400 bis 40000 PS



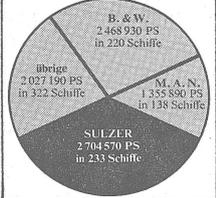
auf allen Weltmeeren

Kapitän Karl Braun: «Nicht nur auf den Schweizer Seen fahren Schiffe mit Sulzer-Dieselmotoren. Auf allen Weltmeeren sind sie heute zuhause – genau seit 1910. Damals lief die «Romagna» vom Stapel, das erste Hochseeschiff der Welt mit Dieselmotor – mit einem Sulzer-Schiffsdieselmotor.»



Jedes vierte Hochseeschiff mit Dieselmotor wurde in den letzten Jahren mit einem Sulzer-Motor ausgerüstet. Hier durchpflügt der 34000-Tonnen-Tanker «Oceanic Grandeur» den Pazifik mit einem 18400-PS-Sulzer-Dieselmotor.

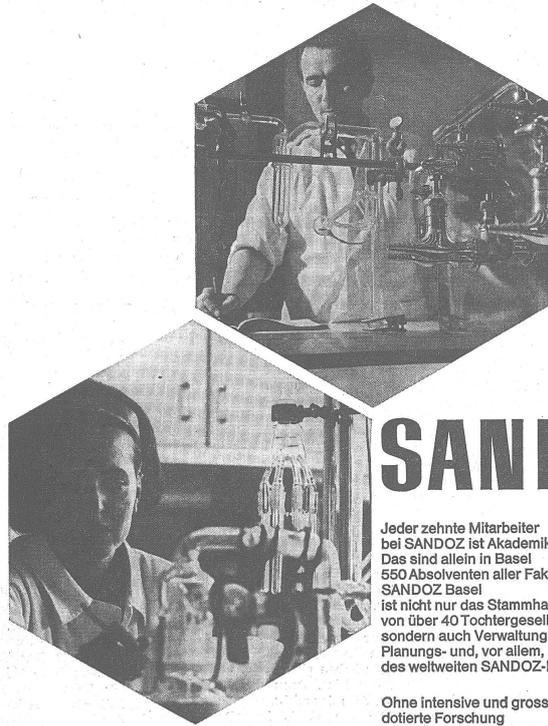
Weltproduktion 1967  
Eingebaute PS (Dieselmotoren)  
in Hochseeschiffe ab 2000 BRT



Produktion 1967: total 913 neue Hochseeschiffe (ab 2000 BRT) mit 8 556 580 PS. Von Sulzer ausgerüstet: 233 Schiffe mit total 2.704.570 PS.

Wir sind stolz darauf, dass die Swissair und die schweizerische Hochseeflotte die Schweizer Fahne in Übersee zeigen. Wir sind aber auch stolz darauf, dass auf allen Weltmeeren Tausende von Schiffen Motoren in ihrem Rumpf tragen, die in der Schweiz entwickelt worden sind.

**SULZER**  
WINTERTHUR BÜLACH SOLOTHURN



# SANDOZ

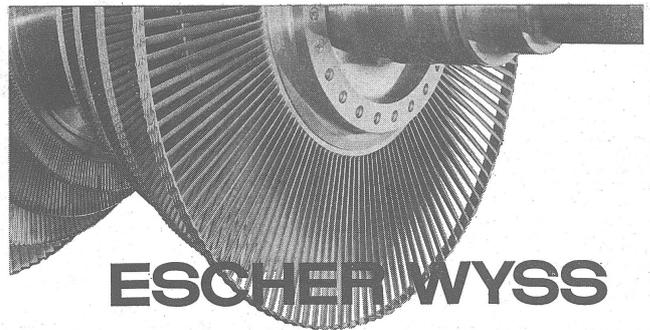
Jeder zehnte Mitarbeiter bei SANDOZ ist Akademiker. Das sind allein in Basel 550 Absolventen aller Fakultäten. SANDOZ Basel ist nicht nur das Stammhaus von über 40 Tochtergesellschaften, sondern auch Verwaltungs-, Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

Ohne intensive und grosszügig dotierte Forschung ist kein Fortschritt möglich. Und Forschung braucht Nachwuchs. Industrielle Chemie ist angewandte Wissenschaft. SANDOZ AG Basel



entspannen...  
geniessen...  
**PARISIENNES SUPER**

...und jetzt entspannen! Eine gute, echte Cigarette lang entspannen: PARISIENNES SUPER! Feuer. Der erste Zug, Super, dieses Aroma! Reich und unverfälscht. Und der PS-Filter garantiert milden Rauchgenuss.  
«Die ist genau richtig. Nimm Dir eine PARISIENNES SUPER...»



# ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



# wissenschaft und forschung

Seit Pythagoras und Plato hat es immer wieder Denker und Künstler gegeben, die, von der Klarheit der Mathematik fasziniert, deren Gedankengut oder vielmehr deren Art des Denkens ins Zentrum ihres Schaffens stellten. Leibniz wünschte sich einen universellen Kalkül, und Spinoza eiferte in der Anlage seiner Ethik gar Euklid nach. Doch seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich in der Mathematik eine grundsätzliche Aenderung vollzogen: waren einst Zahl und logische Deduktion ihre Hauptanliegen, so bilden heute Strukturen ihr Fundament. Die Mathematiker bauten sich eine Welt nach ästhetischen Gesichtspunkten: »A ce point de vue, les mathématiques apparaissent comme un art autant qu'une science, et le mathématicien créateur se présente comme un homme doué d'une imagination d'un type particulier et d'une sensibilité spéciale, il crée et juge bien souvent à l'aide de cette sensibilité mathématique, analogue à la sensibilité musicale ou picturale, et se sent bien loin de l'être uniquement logique par lequel on voudrait parfois le caricaturer« (A. Lichnerowicz). Doch während die Kunst des Mathematikers meist nur von seinen Kollegen verstanden wird, bahnen sich die Werke Valéry's, Queneau's und Xenakis heute ihre Wege in die Öffentlichkeit.

Die Besucher der Expo in Montreal bewunderten ein gigantisches Kunstwerk, Form, Licht und Ton zugleich, an ein Bauwerk Le Corbusiers mahnd, mit seinen geschwungenen Betonflächen, die sich zu einem harmonischen Ganzen fügen, innen ein Gewirr von Kabeln und Lampen, diese sporadisch in allen Farben aufleuchtend, jene zehn Lautsprecher nährend, die den Raum mit elektronischer Musik füllen, das Ganze genannt »Polytope«, konstruiert von Iannis Xenakis, dem Architekten, Musiker, Mathematiker und Ingenieur.

## Spiel mit Strukturen

Die Musik hatte seinen analytischen Geist schon früh beschäftigt. Mit sechzehn versuchte er, Bachs Fugen graphisch darzustellen, doch brachte ihm dies keine neuen Einsichten. In Paris nun nimmt er diesen Gedanken wieder auf. Seit 1950 untersucht er die traditionelle und moderne Musik auf ihre Strukturen hin.

Er findet, dass sich unser zwölfstimmiges System als Modul über den ganzen Zahlen auffassen lässt. Dabei bilden die Intervalle eine kommutative Gruppe mit zwölf Elementen. Die Zusammensetzung zweier Intervalle ergibt wieder ein Intervall, Neutralement ist die Oktave. Ein Musikstück lässt sich nun interpretieren als Funktion der Zeit, wobei jedem Zeitpunkt eine Teilmenge des Moduls zugeordnet wird. Diese Teilmengen sind zusätzlich noch geordnet, was im einfachsten Falle unserer Tonleiter entspricht. Die Klangfarbe erweist sich in diesem Zusammenhang

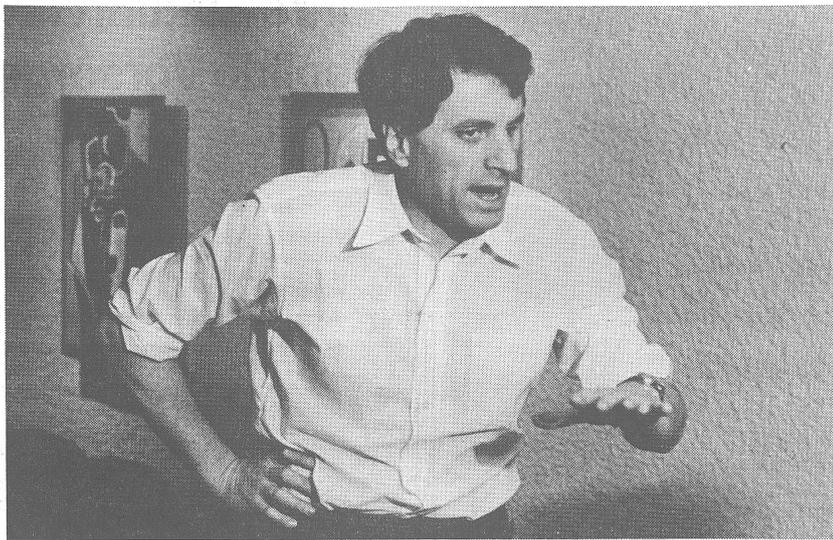
als unwesentlich, wir befinden uns auf dem Niveau der »Kunst der Fuge« Bachs. Den herkömmlichen Strukturen sind aber durch die übliche Notation und Spielweise Grenzen gesetzt: Grenzen der Uebersichtlichkeit in der Darstellung, der Instrumente, aber auch der akustischen Qualitäten unserer Konzertsäle.

Im folgenden ist die Rede von einem Künstler, der konstruierend komponiert. Musik, nach hergebrachter Auffassung konkretisierte Empfindung, wird hier zum physikalischen Nennwert genommen: der Klang wird durch die Frequenz abgelöst, die Intuition des Komponisten durch Logik zumindest gelenkt. Dass solche Musik, unter der Assistenz

eines Computers entstanden, vorderhand nur einen beschränkten Kreis von Anhängern anzusprechen vermag, ist verständlich. Dies ist jedoch kein Grund, sie zu ignorieren. Johann-Andreas Makowsky versucht, mit dem folgenden Artikel die Arbeitsweise Iannis Xenakis' und seine Einstellung gegenüber der »mathematischen« Musik darzustellen.

## Musik aus Raum und Zahl

Bemerkungen zur Musik Iannis Xenakis' / Von J.-H. Makowsky



über den rationalen Zahlen erweitert und die Ordnungsstruktur verallgemeinert) und neue Tonerzeuger zulässt, wenn er letztlich auch noch neue Räumlichkeiten schafft, die als integrierte Bestandteile des totalen Kunstwerkes diesem als Aufführungsort dienen. Das ist es auch, was Iannis Xenakis von der übrigen Avantgarde unterscheidet.

### La »conception de masse«

Er will mit diesen Mitteln dem traditionellen Musikschaffen, das sich auffassen lässt als Kunst des Individuums, d.h. des humanistischen Menschen der Zeit zwischen der Renaissance und der Neuromantik, eine Musik als »conception de masse« gegenüberstellen, eine Musik aber nicht, in der dem Zuhörer zwar nichts mitgeteilt wird, in der er aber den logischen Aufbau unserer Welt wieder erkennen kann.

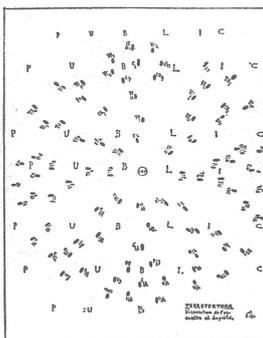
Der Realisierung seiner Vorhaben haftet aber immer noch der Charakter des Experiments an. Xenakis erforscht vorerst die Möglichkeiten, die seinen Erweiterungen innewohnen. So liess er 1955 von Hans Rosbaud sein erstes Experiment in Donaueschingen durchführen, »Metastasis«, Komposition für 65 Streicher, ein Werk lediglich aus geometrischen Elementen aufgebaut. Und es überzeugt: Man hört tatsächlich die Asymptoten der Intervalkuren, man hört geometrische Gebilde, man hört Raum.

Doch Xenakis begnügte sich nicht mit den einfachen Strukturen der Geometrie und Mengenalgebra. Er probiert weiter. Er schafft mittels der Spieltheorie kompliziertere Werke, doch erst nachdem es ihm gelungen ist, die Strukturen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Gastheorie in Klänge zu übersetzen, gibt er sich scheinbar zufrieden.

Allerdings muss ihm jetzt ein Computer helfen, die Uebersicht wieder zu gewinnen.

Als Architekt und Komponist zugleich »dichtete« er gemeinsam mit Le Corbusier und E. Varèse 1956 das »poème électronique«, und 1958 konstruierte er den Pavillon de Philips an der Weltausstellung in Brüssel, bei welchem Architektur und Licht in das Spiel der Strukturen zum ersten Mal miteinbezogen werden. Dass er hier auch die Mittel der elektronischen Musik nicht verabscheut, versteht sich von selbst.

Xenakis gewinnt Erfahrung mit der neuen Methode, die Stücke werden interessanter, sobald mehrere Strukturen gleichzeitig auftreten. 1962 entsteht



das erste vollständig von einem Computer geschriebene Stück »St 10/1,080262« (stochastisches Computerstück für 10 Instrumente, das erste, das der Compu-

ter mit diesem Programm »komponiert« hat, entstanden am 8. 2. 1962).

### Mit Peitsche, Trillerpfeife und Quantentheorie

Wesentlich anschaulicher ist das 1966 entstandene Werk mit Namen »Terretraktor«, ein »Sonotrone«, wie er es nennt, ein »Beschleuniger klingender Teilchen, Aufspalter und Vereiner klingender Materie«, uraufgeführt von H. Scherchen in Royan (Frankreich). Die Musiker sind nach einem genauen Plan unter das Publikum verteilt (siehe Skizze). In der Mitte, auf erhöhtem Podest, steht der Dirigent. Als zusätzliche Tonerzeuger hat jeder Musiker neben seinem Instrument noch eine Peitsche und eine Trillerpfeife. Ein von einer bestimmten Instrumentengruppe pianissimo angestimmter Ton wandert im Crescendo, vom Dirigenten, der sich dabei langsam um die eigene Achse dreht, geführt, zu einer anderen, von dieser wieder zur nächsten und so fort, bis der Tonring geschlossen ist. Das »Sonotrone« lässt den Hörer in der Tat vom Klang umfluten, »es zerreisst«, wie Xenakis sagt, »den psychologischen und akustischen Vorhang, der den entfernt auf einem Podium spielenden Musiker von seinem gleichsam in einer Schachtel sitzenden Publikum trennt. Der Effekt ist verblüffend, doch scheint das elfmündige Experiment in seiner Durchführung an den akustischen Gegebenheiten des Saales.

### Ein moderner Pythagoras

Wer wird sich nicht beim Lesen dieses Artikels gefragt haben, ob dieser moderne Pythagoras ernst zu nehmen ist, ob Iannis Xenakis nicht ein verträumter Spieler und Phantast ist, dem die komplizierte mathematische Begründung seiner Musik nur so lange als Rechtfertigung dient, als die meisten Leute sie nicht nachvollziehen wollen?

Wer Xenakis' Vortrag in Zürich gehört hat, hat zumindest erfahren, dass es ihm ernst ist, dass er sich redlich bemüht um eine Kunst des 20. Jahrhunderts, gestützt auf den Glauben, »dass die Tatsachen im logischen Raum die Welt sind«, oder, wie Rudolf Carnap es formulierte: »Wir spüren eine innere Verwandtschaft der Haltung in Strömungen der Kunst, besonders der Architektur, und in den Bewegungen, die sich um eine sinnvolle Gestaltung des menschlichen Lebens bemühen: des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens, der Erziehung, der bürgerlichen Ordnung im grossen. Hier überall spüren wir dieselbe Grundhaltung, denselben Stil des Denkens und Schaffens. Es ist die Gesinnung, die überall auf Klarheit geht und doch dabei die nie ganz durchschaubare Verflechtung des Lebens anerkennt, die auf Sorgfalt in der Einzelgestaltung geht und zugleich auf Grossligkeit im ganzen, auf Verbundenheit des Menschen und zugleich auf freie Entfaltung des Einzelnen. Der Glaube, dass dieser Gesinnung die Zukunft gehört, trägt unsere Arbeit.«

### Unserer Zeit voraus

Dass Frankreich und Amerika dem Künstler Iannis Xenakis Anerkennung zollen, zeigt, dass seine Denk- und Schaffensweise so abwegig nicht ist. Frankreich beauftragte ihn mit einer Professur an der »Schola Cantorum« in Paris und unterstellte ihm die Forschungsgruppe EMAMU (équipe de mathématique et automatique musicales), und die USA haben ihn auf den Lehrstuhl für Musik an der Universität von Bloomington (Indiana) gerufen. So hat er Gelegenheit, Erfahrung zu sammeln, und seine Werke legen auch wirklich davon Zeugnis ab. An den Festspielen von Royan (Frankreich) 1967 und 1968 standen denn auch seine und K. Stockhausens Werke im Zentrum des Interesses. Ja das Musée d'art moderne in Paris organisierte dieses Jahr zu seinen Ehren eine Ausstellung (Architektur) und Konzerte, die beide ihn auch den Laien nähergebracht haben. Bis aber seine Kunst auch in dem Teil Europas ernst genommen wird, in dem es vor erst dreissig Jahren noch möglich war, dass ein Professor von einem Studenten erschossen wird, weil jener die Philosophie der Metaphysik befreien wollte, wird leider noch einige Zeit vergehen.

## IANNIS XENAKIS

- 1922 geboren in Braila (Rumänien) als Sohn eines griechischen Kaufmanns.
- 47 Besuch der Schulen und Studium am Polytechnikum in Griechenland.
- 1947 Abschluss als Architekt. Konflikt mit der Regierung, Kontakte mit der Kommunistischen Partei, Emigration mit Ziel USA (zwecks Studiums der Atomphysik), doch bleibt er in Paris.
- 1947 Mitarbeiter Le Corbusiers.
- 1949 Kompositionsschüler von A. Honegger.
- 1950 Kompositionsschüler von O. Messiaen.
- seit 1954 selbst als Komponist tätig (erstes Werk »Metastasis«).
- 1956 mit Le Corbusier und E. Varèse »poème électronique«.
- 1957 mit Le Corbusier baut er das Pavillon de Philips für die Weltausstellung in Brüssel (Musik I. Xenakis).
- seit 1957 Einsatz von Computern zur Realisierung der Partituren.
- 1962 Erste Komposition als output eines mit einem Kompositionsprogramm gefütterten IBM-Computers (»St 10/1,080262«).
- Professuren an der Schola Cantorum Paris und University of Bloomington (Indiana, USA). Forschungsgruppe EMAMU (équipe de mathématique et automatique musicales).
- 1967 »Polytope« für die Weltausstellung in Montreal. Auftrag zur Ausarbeitung eines Projekts für die Weltausstellung in Tokio 1972.

## Freiheit — ein hartnäckiger Bazillus

Im Jahre 1953 fing die Ansteckung an. Die grausamste Diktatur der Neuzeit unter Jossif Wjarionowitsch Dschugaschwilli, genannt Stalin, neigte sich ihrem Ende entgegen. Die Folter und Henker, die Millionen von Menschen auf dem Gewissen hatten, waren nicht einmal mehr hinter den Kreml-Mauern voneinander sicher. Jeder stellte sich die bange Frage: Wer bringt zuerst den andern um? Stalin starb — man weiß nicht so genau wie — Beria, der oberste Henkersknecht wurde gewaltsam liquidiert, und man verkündete dem zitternden Volk, daß die nackte Willkür, genannt Persönlichkeitskult, nun durch die sozialistische Legalität abgelöst werde.

Das blutig-brutale Gewaltregime Stalins ist an der menschlichen Natur gescheitert, dieser menschlichen Natur, die sich nun einmal nicht auf Gedeih und Verderben den größenwahnsinnigen Ideen eines allgewaltigen

Alleinherrschers ausliefern will. Aber seit der von den Kommunisten so gefürchtete Bazillus Freiheit sich entgegen allen Widerständen ausbreitet, gibt es hinter dem Eisernen Vorhang keine Ruhe mehr. Eine erste Liberalisierungswelle, von der 1956 Polen und Ungarn erfaßt wurden, ist mit nackter Gewalt eingedämmt worden. Der Prozeß geht trotzdem unaufhaltsam weiter. Es gärt in Rumänien, es gärt in Polen und es gärt in der Tschechoslowakei.

Der Prozeß ist langwierig und ist ein ständiges Wechselspiel von vielversprechenden Fortschritten und harten Rückschlägen. Die Völker, die da 20 bis 50 Jahre unter dem kommunistischen Joch gelitten haben, wollen die Freiheit. Die junge Generation der Fachleute, Techniker und Wirtschaftsführer hat es satt, sich von Parteideologen schutriegeln zu lassen. Die Künstler, Schriftstel-

ler, Wissenschaftler und Studenten sind es überdrüssig, von der Partei vorgeschrieben zu bekommen, was in Kunst, Literatur und Wissenschaft richtig und was falsch — d.h. «staatsgefährlich» — sei.

Auf der andern Seite steht die Kommunistische Partei und ihre Träger, welche Macht, Ämter, Ehren und fette Pfründen nicht aus der Hand geben wollen. Auf der andern Seite steht auch die russische Militärmacht, die es verstanden hat, mit Hilfe des Kommunismus ein Kolonialreich aufzubauen, wie es keiner der als «imperialistisch» und «kolonialistisch» verlästerten Weltmächte gelungen ist.

Die, welche die Macht in den Händen halten, geben sie nicht freiwillig her. Daher die immer wieder zu verzeichnenden Rückschläge, die öffentliche Verurteilung von Schriftstellern, die Polizeiaktionen gegen Studenten. Aber man spürt, wie die kommunistischen Machthaber unsicher geworden sind. Besonders belastete Werkzeuge der Blutjustiz ziehen es vor, sich durch Selbst-

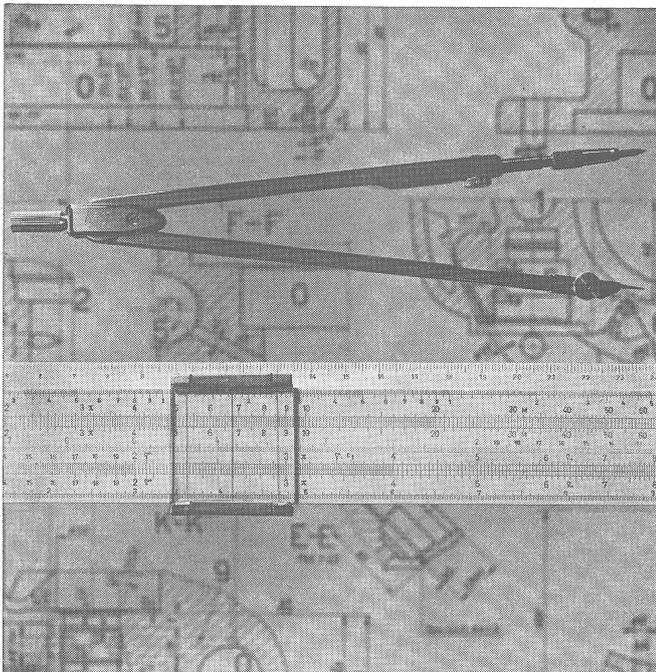
mord der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen. Hingerichtete sog. «Staatsfeinde» werden, obwohl tot, wieder rehabilitiert und mit höchsten Orden ausgezeichnet. «Neue Männer» aus der alten Partei machen Konzessionen, in der Hoffnung, das totalitäre System doch noch zu retten. Sie treiben eine Politik von «Zuckerbrot und Peitsche». Solen sie. Der Freiheitsbazillus sitzt schon viel zu tief in ihrem eigenen Fleisz, als daß er daraus noch vertrieben werden könnte. Es ist nur noch eine Frage der Zeit — auch wenn es noch eine lange Zeit sein wird —, bis er die Völker mit derart elementarer Wucht erfassen wird, daß keine Einheitspartei, kein Polizeiknüppel und keine Panzer seinen endgültigen Sieg verhindern werden.

Die Freiheit ist nicht teilbar!



Aktion für freie Meinungsbildung

8032 Zürich



**Entwicklung** wird in der Industrie gross geschrieben. Auch bei uns in der Oerlikon-Bührle-Gruppe. Zum Beispiel im Maschinen- und Waffenbau. Auf den Gebieten der Elektronik und des Hochvakuums. In der Schweisstechnik und in der Präzisionsmechanik. Im Flugzeugbau und in der Textilindustrie. Unsere Produkte müssen up to date sein. Denn wir arbeiten für den Export. Und das heisst: Spitzenprodukte entwickeln und produzieren.

Oerlikon-Bührle Zürich

8-182

## Ihre Zukunft ist eine solide Vorsorge wert

Versicherungsschutz genießen Sie als Student — allerdings in beschränktem Ausmass — automatisch. Ob er genüge, erfahren Sie spätestens dann, wenn Ihnen das Unheil die Rechnung präsentiert ... Wissen Sie,

- dass die Studenten-Unfallversicherung in Ihrer Freizeit nicht gilt?
- ob die Leistungen Ihrer Krankenkasse für spezialärztliche Behandlung oder einen Spitalaufenthalt ausreichen?
- dass Sie als Schutz vor Haftpflichtforderungen eine Privat-Haftpflichtversicherung brauchen?

Fragen Sie uns um Rat — und zwar heute.

«ZÜRICH»  
Versicherungs-Gesellschaft

Mythenquai 2, 8002 Zürich  
Telefon 27 36 10

## BÜCHER

für Ihr Studium  
aus allen  
Wissensgebieten



VANDENHOECK + RUPRECHT  
GÖTTINGEN + ZÜRICH

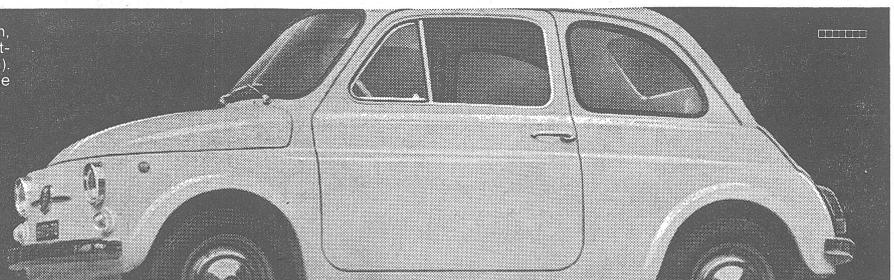
Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich

Theologie  
Philosophie  
Psychologie  
Rechtswissenschaft  
Sozialwissenschaft  
Sprachwissenschaft  
Geschichte und Politik  
Medizin  
Mathematik  
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler  
die ausführlichen Verzeichnisse

Das wenigste und nützlichste Auto unserer Zeit. 100 km/h, 5 lt/100 km, 4 Plätze, Sonnendach, Luxus-Ausführung, Luftkühlung, Heizung, Defroster. 1 Jahr Garantie (oder 15000 km). Fr. 3980,- Fiat ein guter Name

# FIAT 500



Der günstigste Antiverkehrschaos-Wagen auf spezieller Leasing-Basis für die Studenten. Auskunft beim Sekretariat der Studentenschaften der Universität und beim VSEH



**Apotheke Oberstraß Zürich 6**

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker



**hat während der Monate Juli bis Oktober in Kloten (Flughafen Zürich) Arbeitsmöglichkeiten**

für

a) Studentinnen und Studenten, die fließend **Englisch, Französisch und Deutsch** sprechen und während der ganzen Semesterferien im Passagierdienst der Swissair zur Verfügung stehen können;

b) **kräftige** Studenten, die während mindestens vier Wochen als Gepäckarbeiter tätig sein möchten.

Verlangen Sie bitte frühzeitig ein Anmeldeformular beim Personaldienst der Swissair, Postfach, 8021 Zürich (Tel. 83 56 11, intern 6326).

**Eine interessante Beschäftigung**

für die Semesterferien finden Sie bei uns als

**Securitaswächter**

Sie verdienen monatlich 1100 bis 1200 Franken.

Wenn Sie sich mindestens für einen Monat vollamtlich zur Verfügung stellen können, so nimmt unser Personalchef Ihre Anmeldung gerne entgegen. Für nähere Auskünfte können Sie sich jederzeit an ihn wenden.

**SECURITAS AG, Filiale Zürich**  
Militärstrasse 24, 8021 Zürich  
Telephon (051) 27 43 10



**6 Menus gratis . . .**

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung.

**Tellerservices** ab Fr. 2.30

**All-Inn-Mens** (inkl. Getränk -50 und Kaffee -50)



**Biber + Wellenberg**

Die alkoholfreien Spezialitäten-Restaurants am Hirschenplatz, unterhalb der Uni, 92 Schritte vom Limmatquai.

aschinger-Biber, jeden Dienstag »Pizza di Roma«

In beiden Betrieben jeden Freitag **Treffpunkt der Wähenliebhaber** (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen im aschinger Biber.

**Japanische und indonesische Speisen** im Wellenberg.

**INSTITUT MINERVA**

**Vorbereitungskurse für Hochschulprüfungen**

in:

- Anorganischer Chemie
- Organischer Chemie
- Kristallographie
- Mathematik
- Darstellender Geometrie
- Geometrie u. Linearer Algebra
- Baustatik
- Physik
- Mechanik

**Beginn:** Wintersemester: anfangs Dezember  
Sommersemester: Mitte Juni

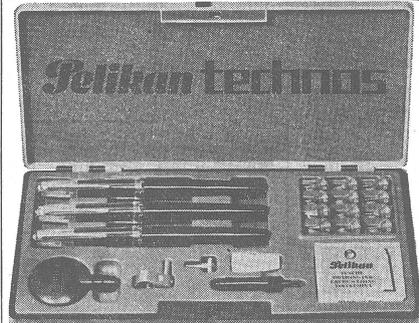
Genauere Auskünfte erhalten Sie in unserem Sekretariat, Scheuchzerstr. 2-4, Tel. 26 17 27.

**Präzises Zeichnen und Beschriften mit dem neuen, funktions sicheren Tusche-Füllhalter Pelikan-Technos**

Exakte Strichbreiten, auch bei feinsten (0,1 mm) Linien  
Das praktische (und preiswerte!) Düsen-system ermöglicht einen schnellen Wechsel der Strichbreiten

Einfaches, sauberes Füllen mit Tusche-Patronen

30 Normaldüsen zum Zeichnen und Beschriften, sowie 9 Spezialdüsen für die **micronorm**



Verlangen Sie ausführliche Prospekte bei Günther Wagner AG, Pelikan-Werk, Postfach, 8038 Zürich

**Die neue Nikkormat F-TN ist noch besser**

Differenzierte Messung durch asphärische Linsen im Kondensor-System.

Optimale Resultate auch bei Gegenlichtaufnahmen oder Motiven mit grossem Kontrast  
Belichtungszeiten im Sucher eingespiegelt

Patentierter Batterie-Ein- und Ausschalter  
Ablesung des Belichtungsmessers im Sucher und auf der Kamera

Messung mit offener Blende bei mehr als 20 Nikkor-Objektiven

Robuster Metallarmen-Schlitzverschluss Copal Square S, synchronisiert auf 1/125 sec für Elektronenblitz

Weiche, absolut erschütterungsfreie Auslösung

Brillantes Sucherbild mit Mikroskalt-Zentrum

Zubehör-System mit extremen Ausbaumöglichkeiten; über 150 Zubehörteile (die gleichen wie zur Nikon F)

Schnellwechsel-Bajonettfassung an allen Objektiven

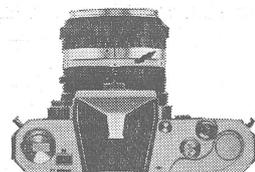
Mehr als 30 vollautomatische Nikkor-Objektive garantieren höchste optische Qualität (dieselben wie zur Nikon F)

Diese technischen Argumente überzeugen und begeistern zugleich. Dabei ist die neue Nikkormat F-TN preisgünstig - viel preisgünstiger als die Nikon F. Trotzdem hat sie Profi-Look und Profi-Design von ihr. Und natürlich den gleichen gepflegten Service durch Nikons Europavertretung in Zürich.

Dokumentation über den Fachhandel oder auch von der Generalvertretung: **Nikon AG**, Kirchenweg 5, 8008 Zürich



Weitere Nikon-Erzeugnisse: Nikon F, Nikon F Photomic TN, Nikon Super Zoom 8, Nikonos



**City Service**

Stadelhoferstrasse 36  
8001 Zürich  
Tel. 34 69 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche Vervielfältigungen (Wachsmatrizen, Offset, Umdruck)

Beschriften (Wissenschaftliche Texte, Fremdsprachen)

**Coiffeur E. Hotz**

Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten

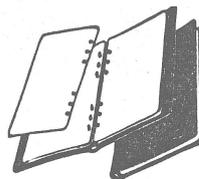
**Ermässigung Haarschnelden**

ausgenommen am Samstag

Dienstag den ganzen Tag geschlossen



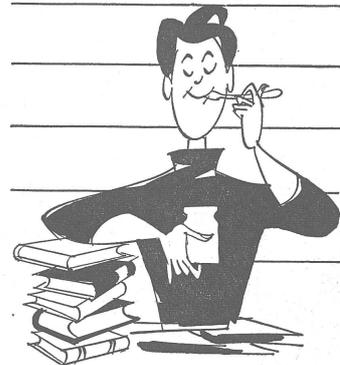
**Ringbücher und Kollegbücher**



Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!

In vielen Formaten und Farben, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!



Zwischen zwei Vorlesungen ein erfrischendes VZM-Joghurt

# SANDOZ

sucht für das erste

### Time-Sharing- Grossrechenzentrum

der Schweiz

qualifizierte und einsatzfreudige Mitarbeiter

### Technisch-wissenschaftliche Programmierung (TWP)

### Mathematiker, Naturwissenschaftler, Ingenieure

mit guten Kenntnissen in angewandter Mathematik, Erfahrung oder Grundkenntnissen in der Programmierung, schöpferischer Phantasie und Freude an der Verwirklichung anspruchsvoller Projekte.

Zur Lösung der anspruchsvollen Aufgaben, die sich im Zeichen der dynamischen Entwicklung stellen, steht uns neuerdings ein grosszügig mit Satellitensystemen, Displays und Remote-Terminals ausgebauten UNIVAC-1108-System zur Verfügung.



Interessenten richten bitte ihre Offerte mit handgeschriebenem Lebenslauf, Zeugniskopien und Foto an die Personalabteilung der SANDOZ AG, Postfach, 4002 Basel  
Kennwort: TWP

## Nach nur 35 Tagen Telepander-Training

### Dieser erstaunliche Erfolg

Herr J. H. ist Kaufmann. Wie viele von uns verbringt er seinen Arbeitstag im Büro. Besucht er Kunden, so nimmt er seinen Wagen oder den Bus. Wenn er abends nach Hause kommt, ist er zu müde, um noch ein anstrengendes Körpertraining zu absolvieren und so beendet er den Tag geruhlos vor dem Fernsehapparat. In den Sommermonaten geht er manchmal schwimmen oder spazieren, doch Sport hat er seit seiner Schulzeit nie mehr betrieben. Nur fünf Wochen liegen zwischen den beiden Aufnahmen von Herrn J. H. In dieser kurzen Zeit hat sein Brustumfang um 12 cm zugenommen, seine Bizeps wuchsen um 5 cm, sein Nacken um 2 cm, seine Schenkel um 8 cm und seine Waden um 2 cm. Was wollen Sie mehr? - Und dies anstelle von plägender Müdigkeit und Lustlosigkeit. Herr J. H. ist heute bei bester Gesundheit, voller Energie und Vitalität. Das Geheimnis dieses «dramatischen» Wechsels: die aufsehenerregende TELEPANDER-Methode, die von jedermann im eigenen Heim benutzt werden kann.

Entwickeln Sie Ihren Körper zu maximaler Stärke, Gesundheit und Vitalität in nur 10 Minuten täglichem Training. Innert zwei Wochen werden Sie ein positives Resultat feststellen - oder Sie bezahlen nichts.

Der TELEPANDER wurde im berühmten Koelbel-Institut durch international anerkannte Sporttrainer und -ärzte entwickelt und von den amerikanischen und deutschen Olympiamannschaften (zusammen 40 Goldmedaillen) zuerst erfolgreich benutzt. Zehntausende in Europa, den USA, Südamerika, Australien und Japan verwenden seither begeistert den TELEPANDER. Der TELEPANDER zeigt Erfolge in viermal kürzerer Zeit als andere Methoden, denn er vereint die Vorzüge statischer Isometrie mit der wichtigen Isotonik. Mit nur 10 Minuten täglicher Übung vermehren Sie Ihre Kraft in einer Woche um phantastische 4%. Ob Sie nun 20, 40 oder gar 60 Jahre alt sind, das Telepander-Training verbreitert Ihre Schultern, entwickelt starke Arm-, Rücken- und Beinmuskeln, bringt Ihren Bauchansatz zum Verschwinden. In kürzester Zeit fühlen Sie sich stark, elastisch, dynamisch und werden blendend aussehen.

**Garantierter Erfolg**  
Schon nach zwei Wochen TELEPANDER-Training werden Sie im Spiegel einen sichtbaren Unterschied zu früher feststellen. Auch das Messband wird eine positive Veränderung bestätigen. Diese außergewöhnlichen Garantien basieren auf wissenschaftlichen dokumentierten Grundlagen. Der phänomenale Fortschritt, den Herr J. H. in nur fünf Wochen mit dem TELEPANDER-Training erzielte, ist nur eines der konkreten Beispiele. Es gibt noch tausend andere, und alle betreffen Männer, die tagtäglich an einem Pult sitzen oder sich über eine Werkbank biegen und die anschließend ihre Freizeit regellos vor dem Fernsehgerät verbringen. Männer, die ihren Arbeitsweg im Auto zurücklegen, Treppen meiden, jeden Lift benutzen; die mehr essen, trinken und rauchen als ihnen gut tut. - Männer aber, die täglich nur 10 Minuten dem TELEPANDER-Training opfern, sind gesünder, stärker und vitaler, als sie es je in ihrem Leben waren.

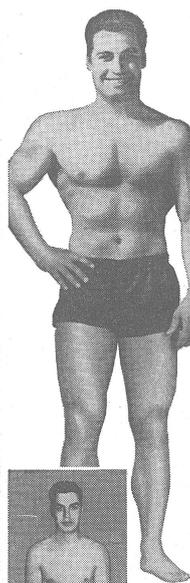
**Bestimmen Sie das Resultat selbst**  
Betrachten Sie sich prüfend im Spiegel! Vergleichen Sie Ihren Körper mit folgenden Details: 1. Starker, männlicher Körperbau. 2. Breite, kräftige Schultern. 3. Imponierende Bizeps. 4. Gut entwickelte Brustmuskulatur. 5. Flacher, muskulöser Magen. 6. Durchgebildete Schenkel und Waden. Gibt es nach kritischer Musterung etwas an Ihrem Äußeren, das Sie ändern möchten? Sicher! Also beginnen Sie etwas für Ihren Körper zu tun. Bestellen Sie unsere 20seitige Farfbroschüre mit Fotos und allen Einzelheiten über das neue, umwälzende TELEPANDER-Training. Senden Sie den Coupon noch heute, oder schreiben Sie einfach eine Postkarte an:

FREIZEIT-KULTUR, Dufourstr. 145, 8034 ZÜRICH  
Spezialdienst der Tono AG, Abt. STU 805

### Illustrierte Gratisbroschüre

Senden Sie diesen Bon noch heute an: FREIZEIT-KULTUR Abt. STU 805  
\*34 Zürich. Bitte senden Sie mir gratis und ohne jede Verpflichtung die aufschlussreiche Broschüre (20 Seiten) über die sensationelle TELEPANDER-METHODE, die mich in kürzester Zeit in Form bringen kann. Kein Vertreterbesuch!

Name \_\_\_\_\_ Vorname \_\_\_\_\_  
Beruf \_\_\_\_\_ Alter \_\_\_\_\_  
Straße \_\_\_\_\_  
Postleitzahl \_\_\_\_\_ Ort \_\_\_\_\_




## DIAVOX

INSTITUT MODERNE DE LANGUES  
1000 LAUSANNE

avenue de Beaulieu 19 Téléphone (021) 34 78 34

**Français**  
pour étrangers: cours du CREDIF et BESANÇON

**Anglais - allemand**  
cours du Centre de linguistique de Besançon

**Laboratoire de langues**  
stages complets et intensifs de 11 semaines (330 heures)  
stages accélérés d'été de 8 semaines (240 heures)

Horaires (anglais et allemand)  
été: 7 h. à 12 h. 45 hiver: 13 h. à 18 h. 45

Cours du soir  
Externat: tous âges dès 16 ans



## FREIHOFFER

Buchhandlung für Medizin

Rämistrasse 37  
Zürich 1  
Tel. 47 92 22

### Studenten bekommen den Tages-Anzeiger 30% billiger. Weil sie unsere teuersten Leser sind.

Wir wissen nicht, wie viele von Ihnen Studenten sind. Aber wir wissen, dass Sie unsere teuersten Leser sind. Und deshalb bekommen Sie den Tages-Anzeiger 30% billiger. Das ist ein sehr gutes Geschäft für Sie. Denn der Tages-Anzeiger ist ein sehr interessantes und informatives Blatt. Und Sie bekommen es für nur 3.30 Franken pro Woche. Das ist ein sehr gutes Geschäft für Sie. Denn der Tages-Anzeiger ist ein sehr interessantes und informatives Blatt. Und Sie bekommen es für nur 3.30 Franken pro Woche. Das ist ein sehr gutes Geschäft für Sie.

Abonnieren Sie den Tages-Anzeiger für 3 Wochen gratis!  
für 3 Monate (zu Fr. 8.80 statt Fr. 12.60)  
für 6 Monate (zu Fr. 17.65 statt Fr. 25.20)  
für 12 Monate (zu Fr. 35.30 statt Fr. 50.40)

Frau/Fr./Herr.....  
Strasse.....  
Postleitzahl/Ort.....  
Hochschule.....  
Fakultät.....  
Semester:.....

Bitte senden Sie diesen Coupon an die Vertriebsabteilung, Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich.

# Unsere Inserate im «zürcher student» waren ein stolzer Erfolg. Und ein Erfolg, auf den wir besonders stolz sind.

Weil er uns gezeigt hat, dass die anspruchsvollsten und kritischsten Leser, die sich eine Zeitung wünschen kann, den Tages-Anzeiger lieber lesen, als wir je zu hoffen gewagt hätten. Und weil das bedeutet, dass eine Zeitung kein eigentliches Studentenblatt und weder betont intellektuell noch ausgesprochen links oder radikal sein muss, um von Studenten gelesen zu werden. Sie braucht noch nicht einmal alles bedingungslos gutzuheissen, was sich bei den Studenten in aller Welt tut.

Der Tages-Anzeiger nimmt für sich lediglich in Anspruch, unabhängig von jeder Partei oder Interessengruppe, objektiv zu informieren. Und umfassend zu informieren. Weil auch eine unterlassene Information eine falsche Information ist.

Vielleicht wollen Sie jetzt den Tages-Anzeiger kennenlernen? Dann brauchen Sie nur den Coupon für ein Drei-Wochen-Gratisabonnement einzuschicken. Und wenn er Ihnen dann gefällt, geben wir Ihnen als Student auf ein Abonnement 30% Rabatt.

Mehr können wir nicht tun, um unserem Inserat zum Erfolg zu verhelfen.

Ich abonniere den Tages-Anzeiger

für 3 Wochen gratis  
 für 3 Monate (zu Fr. 8.80 statt Fr. 12.60)  
 für 6 Monate (zu Fr. 17.65 statt Fr. 25.20)  
 für 12 Monate (zu Fr. 35.30 statt Fr. 50.40)

Frau/Fr./Herr.....  
Strasse.....  
Postleitzahl/Ort.....  
Hochschule.....  
Fakultät.....  
Semester:.....

Bitte senden Sie diesen Coupon an die Vertriebsabteilung, Tages-Anzeiger, Postfach, 8021 Zürich.